

Abenteurer Gottes

clv

Dave und Neta Jackson

William und Catherine Booth

Allein in London

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Dave und Neta Jackson sind als Ehepaar ein Team, das zahlreiche Bücher über Ehe und Familie, Kirche, Beziehungen und andere Themen geschrieben und mitgeschrieben hat. Zu ihren Büchern für Kinder zählen die »Abenteurer Gottes«-Serie und »Glaubenshelden«. Die Jacksons sind in Evanston, Illinois, zu Hause.

1. Auflage 2005

Originaltitel: Kidnapped by River Rats

© 1991 by Dave und Neta Jackson

© der deutschen Ausgabe 1993 by Zapf & Hofmann, Landstuhl

2005 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Übersetzung: Susanne Zapf

Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach

Satz: CLV

Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN: 3-89397-447-4

Inhalt

Auf den Stufen der Kathedrale	7
Blut und Feuer	13
Diebstahl	21
In der Höhle	27
Flusspiraten	34
Drei Treffer	40
Brot und Wasser	51
Leuchtraketen	58
Entführt?	69
Die Teufelsmeile	75
Nächtlicher Angriff	85
Nach Amerika	94
Mehr über William und Catherine Booth	105

Auf den Stufen der Kathedrale

Der große Hund tappte durch den dichten, nasskalten Nebel in den engen Straßen im Osten Londons – die Nase immer am Boden. Irgendwo weiter vorn roch es nach Menschen; vielleicht lebten sie noch; vielleicht lagen sie im Rinnstein. Der Hund war hungrig genug, um wahllos alles zu fressen. Er stieß ein tiefes Knurren aus, als er um die Ecke bog und die gepflasterte Straße überblickte. Sein großer Kopf hing tief über dem Boden; hinter der hochgezogenen Lefze waren scharfe Zähne sichtbar.

Das harte, graue Fell stellte sich auf seinem Rücken hoch. Das einsame Gaslicht vor der St. Paul's Kathedrale verbreitete einen grünlichen Schimmer durch den Nebel. Keine Menschenseele war zu sehen.



Oder doch? Im Schatten des Seiteneingangs der Kathedrale lag ein schwarzer Haufen. Der Hund näherte sich still und schnüffelte. Nichts Totes ... aber vielleicht war es trotzdem etwas Essbares.

Jack Crumpton erwachte langsam. Warum zog Mama an seinem Nachthemd? Warum war sein Bett so hart? Warum fror er so?

Dann fiel ihm alles wieder ein. Er lag nicht in seinem Bett ... Mama war tot, und er und Amy waren heimatlos in den Straßen von London.

Erschrocken drehte er sich um. Vor ihm stand der größte Wolfshund, den er je gesehen hatte, knurrend und zähnefletschend zog er am Ärmel seines Mantels. Jack griff nach seinem Stock. Amy lag darauf. Er zog ihn unter ihr hervor und schlug dem riesigen Tier damit auf den Kopf. Der Hund wich aus und zog aufheulend den Kopf ein, ohne den Mantel loszulassen.

In diesem Moment setzte sich Amy auf und schrie: »Das Biest darf deinen Mantel nicht kriegen, Jack! Das Brot in deiner Tasche ist das letzte Essen, das wir haben.«

Mit der einen Hand zog Jack mit ganzer Kraft an seinem Mantel. Mit der anderen schlug er auf den Hund ein. Dieser Schlag saß. Das Tier heulte auf und machte einen verzweifelten Satz rückwärts, die hässlichen Zähne blieben im Ärmel von Jacks altem Mantel hängen. Der Hund war so stark, dass er Jack mit sich zog. Jack rollte die Stufen hinunter, doch er ließ seinen Mantel nicht los.

Dann riss der Ärmel mit einem lauten *Ratsch* aus dem Mantel, und der Hund rannte damit in die Dunkelheit. Der Stofffetzen flog um seinen Kopf wie ein Schal.

Jack erhob sich langsam auf seine Knie und versuchte, in dem dämmrigen Licht der Straßenlaterne seinen Mantel genauer zu untersuchen. Glücklicherweise lagen in der Tasche noch die beiden kleinen Stücke Brot, nicht größer als seine Faust.

»Alles in Ordnung?«, fragte Amy, als sie die Stufen hinunterstieg, um ihm zu helfen. »Ja, aber er hat meinen Ärmel. Ich werde wohl einen kalten Arm haben, wenn es Winter wird.« »Mach dir keine Sorgen, Jack. Wir finden bestimmt bald Onkel Sedgwick, und er wird uns aufnehmen.«

»Hoffentlich«, sagte Jack, als er seiner älteren Schwester die Stufen hinauf folgte. Unter dem schmalen Dach des Seiteneingangs der Kathedrale kauerten sie sich zusammen. Amy breitete den Umhang, den ihre Mutter gestrickt hatte, über sie beide, und sie wickelten sich fest darin ein. Im Dämmerlicht waren das schöne Hell- und Dunkelgrün nur grau und schwarz, doch er hielt genauso warm.

London war für die beiden eine fremde und unfreundliche Stadt. Ihr Vater war bei einem Unfall in einem Kohlebergwerk ums Leben gekommen, deswegen waren sie kurz zuvor mit ihrer Mutter hierher gekommen. Mama wollte ihren Bruder Sedgwick Masters suchen, der ein erfolgreicher Schneider war. Doch im Herbst 1881 war es in London nicht so einfach, jemanden ausfindig zu machen, wenn man seine genaue Adresse nicht kannte. Schon zu Hause

hatte Mama angefangen zu husten, und während der zwei Tage langen, nasskalten Reise war ihr Husten immer schlimmer geworden. Schließlich fanden sie ein Zimmer, für das eine Dame zwei Schilling pro Nacht verlangte. Es war ein unbeheiztes Giebeldachzimmer in einem heruntergekommenen, armseligen Hinterhaus.

Am nächsten Tag war Mama zu krank, um nach Onkel Sedgwick suchen zu können. Bald ging es ihr so schlecht, dass Jack und Amy es nicht mehr wagten, sie allein zu lassen. Abwechselnd gingen sie los, um für wenige Pennys

Brot, Gemüse oder Brühe zu kaufen und es Mama zu bringen. Und jeden Tag kam Mrs. Witherspoon, der das Haus gehörte, klopfte an die Tür und verlangte ihre Miete. Innerhalb von einer Woche war fast das ganze Geld aufgebraucht.

»Sie können nicht hier bleiben, ohne die Miete zu bezahlen«, sagte die alte Dame schroff. Ihr

Gesicht erinnerte Jack an eine vertrocknete Pflaume.

»Wir werden bezahlen«, versprach Mama, doch dann bekam sie einen so starken Hustenanfall, dass sie Blut spuckte. Als sie schließlich wieder atmen



konnte, sagte sie: »Lassen Sie mich nur gesund werden und meinen Bruder Sedgwick Masters, den Schneider, finden.«

»Ich habe nie von einem Schneider mit diesem Namen gehört. Außerdem sind Sie schwindsüchtig. Sie werden nicht wieder gesund.«

Die alte Frau sollte Recht behalten. Vier Tage später starb Mama, während sie schlief.

Als Mrs. Witherspoon am nächsten Morgen wegen der Miete kam, schrie sie laut auf. »Ich habe es gesagt, dass sie nicht wieder auf die Beine kommt. Was soll ich jetzt tun? Ihr zwei verschwindet hier. Ich hätte dieses Zimmer nie an euch vermieten dürfen.« Sie lief hin und her und rang die Hände. »Was soll ich jetzt bloß tun?« Dann sah sie die Kinder wieder an. »Verschwindet! Raus hier, habe ich gesagt.«

»Aber – wir können nicht gehen, das ist unsere Mama«, protestierte Amy.

»War ... war. Sie *war* eure Mama. Jetzt ist sie nicht mehr. Hier ist nur ein Körper, und ich werde dafür bezahlen müssen, dass er weggebracht wird. Und dieses Zimmer ist nicht mehr euers. Also raus!«

Jack kämpfte mit den Tränen, als er den großen Koffer nehmen wollte, der alles enthielt, was sie besaßen. Für seine zwölf Jahre war er sehr kräftig, und Amy, die gerade zwei Jahre älter war, konnte auch gut einen ganzen Tag arbeiten. Doch der Koffer war zu schwer, als dass die beiden ihn die Treppe hinunter hätten tragen können, geschweige denn eine längere Strecke durch Londons schmale, belebte Straßen.

»Den könnt ihr hier lassen«, knurrte Mrs. Wither-
spoon. »Ich werde ihn als Pfand hier behalten, bis ihr
bezahlt habt. Ihr schuldet mir die Miete von fünf Ta-
gen, plus das, was es kostet, diese Leiche wegzu-
schaffen. Der Koffer bleibt hier, bis ihr bezahlt habt.
Jetzt geht und findet euren reichen Onkel, wenn ihr
überhaupt einen habt.«

Die beiden waren wie betäubt vor Trauer ziellos im
Osten Londons umhergewandert. Todmüde waren
sie am Abend auf den Stufen der großen Kathedrale
eingeschlafen. Nun waren sie hellwach, und ihre
Herzen schlugen laut, als sie in die Dunkelheit starr-
ten und ängstlich lauschten, ob das Biest zurückkeh-
ren würde. Amy meinte schließlich: »Morgen, Jack.
Morgen werden wir Onkel Sedgwick finden.«

Sie wickelten sich fester in ihre Mäntel und kuschel-
ten sich aneinander. Jack lauschte in die Nacht, aber
er hörte nur in weiter Ferne ein Baby schreien.

Ja, morgen mussten sie Onkel Sedgwick finden.

Blut und Feuer

Als Jack am nächsten Morgen erwachte, saß seine Schwester bereits da und beobachtete das geschäftige Treiben auf der Straße. Jack rieb sich die Augen und sah sich ebenfalls um.

Sie hatten lange geschlafen. Die Sonne hatte bereits fast den ganzen Nebel verscheucht und nur einen hellen Dunstschleier hinterlassen. Jack blickte nach oben. Die Sonne war hinter dem Dunst kaum zu sehen. Ein feuchter und nasser Tag kündigte sich an.

Die Straße war voller Menschen. Eine dicke Frau watschelte vorbei, sie trug einen großen Korb voller Wäsche. Sie war so fett, dass ihr selbst das Gehen schwer fiel. »Bleibt nah bei mir«, sagte sie zu drei pausbäckigen Kindern, die hinter ihr her liefen.

Ein Mann zog einen quietschenden, zweirädrigen Karren hinter sich her, auf dem Kohlebriketts hoch aufgetürmt waren. »Ich vermisse Papa«, sagte Jack, und Tränen stiegen ihm in die Augen. Er zog seine Kappe tiefer ins Gesicht. Sein glattes, braunes Haar schaute überall darunter hervor. Er hatte dieselbe Haarfarbe wie seine Mutter. Amy hatte das Haar ihres Vaters – rot und lockig, nicht karottenrot und nicht so lockig, dass es kraus war. Für eine Schwester war sie eigentlich ganz hübsch, dachte Jack manchmal. An diesem Tag jedoch war ihr Gesicht dreckverschmiert. Ihr Haar war zerzaust, ihre Kleider unordentlich. Mutter hätte Amy niemals so aus dem Haus gehen lassen. Aber sie war nicht mehr da, und die Kinder waren allein, so allein.

»Was guckst du so?«, fragte Amy. »Gib mir ein Stück von dem Brot!«

Jack griff tief in seine Tasche und holte die beiden harten Stücke Brot heraus. Eines gab er Amy, das andere steckte er sich selbst in den Mund, während er seinen Mantel mit dem fehlenden Ärmel untersuchte. Vielleicht sollte er danach suchen. Es war gut möglich, dass der Hund ihn hatte fallen lassen, als er merkte, dass er nichts Essbares enthielt.

»Glaubst du, dieser Hund hätte uns letzte Nacht gefressen?«, fragte Amy.

»Das bezweifle ich. Ich habe noch nie von einem Hund gehört, der Menschen gefressen hat. Wir sind doch keine Schafe, und er war ja auch kein Wolf.«

»Manchmal töten aber auch Hunde Schafe«, sagte Amy. »Außerdem sah der gestern aus wie ein halber Wolf.«

»Das stimmt. Ich habe nie etwas Hässlicheres gesehen. Einmal habe ich gehört, dass Hunde tote Menschen während einer Hungersnot gefressen haben.«

In diesem Moment hörte Jack ein merkwürdiges Geräusch. Es war der hohe Klang einer Flöte und das tiefe *bum, bum, bum* einer Trommel. Er stopfte den Rest des Brotes in seinen Mund und blickte die Straße hinunter. Dort bog ein kleiner Menschenzug um die Ecke. Die Menschen trugen eine Uniform, die meisten hatten ein Instrument, und einer hielt eine Fahne hoch, doch es war nicht die englische Fahne.

»Glaubst du, das sind Polizisten?«, fragte Jack, bereit, wegzulaufen.

»Polizisten laufen nicht mit einer Kapelle herum«,

meinte Amy. »Wie sollten sie denn so die Gauner fangen?«

Die Kapelle setzte ihren Weg in der schmalen Straße neben der Kathedrale fort. Kleine Kinder, Hühner und Katzen sprangen zur Seite, um ihnen aus dem Weg zu gehen. Dann, genau am Fuß der Stufen, rief ein großer, grauhaariger Mann mit dichtem, grauen Bart und schwarzem Hut einen Befehl. Die Kapelle hielt an und drehte sich wie eine Maschine in die Richtung von Amy und Jack.

»Das sind Polizisten«, rief Jack, fasste seine Schwester an der Hand und versuchte wegzulaufen.

»Bleib hier, junger Mann«, sagte der Mann mit dem grauen Bart, als er den Arm ausstreckte und Jack festhielt. »Warum so eilig?«

»Wir haben nichts getan«, stammelte Jack. »Wir haben nur ... ich meine, wir suchen nur unseren Onkel.« Jack wollte sich losreißen.

»Hör zu, Junge, wir sind nicht die Polizei. Uns geht es um nichts weiter als um deine Seele. Ich will mit euch reden. Wartet einen Moment.«

»Meine Seele?«, dachte Jack. »Wen kann meine Seele kümmern außer Gott oder den Teufel?« Jack war nur gelegentlich in die Kirche gegangen, aber er wusste, dass er niemanden an seine Seele heranlassen würde. Man konnte doch nicht einfach die Seele aus ihm herausholen, oder? Jack stand still, und der eiserne Griff des Mannes um seinen Arm löste sich.

Der Mann nahm seinen Hut ab, stützte seine Hände auf die Knie und beugte sich zu Jack hinunter, bis er ihm in die Augen sehen konnte. Die Nase des Man-



nes war groß und wie ein Haken gebogen. Seine grauen Augen blitzten wie polierter Stahl; sie lagen tief unter buschigen, unregelmäßigen Augenbrauen. Die rechte verlief in einem hohen Bogen, während die linke direkt über dem Auge lag. Er sah merkwürdig aus.

»Wo wohnt ihr beide?«, fragte er in befehlendem Ton mit militärischer Schärfe. Sein buschiger Bart wippte mit jedem Wort auf und ab.

»Wir wohnen ...«, begann Jack.

»Wir wohnen bei unserem Onkel Sedgwick«, beendete Amy schnell den Satz.

»Aha.« Der Mann wandte den Kopf und sah Amy an. »Aber ihr wisst nicht, wo er ist ..., und so müsst ihr nach ihm Ausschau halten. Ist es nicht so?« Die beiden Kinder nickten. »Eine hübsche Geschichte«, sagte der Mann.

»General, komm jetzt«, unterbrach sie eine Frau, die zu ihnen gekommen war. »Siehst du nicht, dass sich diese Kinder zu Tode fürchten? Ich bin Catherine Booth, Kinder«, sagte sie mit einem warmen Lächeln. Sie trug einen dunkelblauen Hut mit einem breiten roten Band, das unter dem Kinn zusammengebunden war. »Und dieser Mann, der euch so gern mitnehmen würde, ist niemand anderes als mein Mann, General William Booth von der Heilsarmee.«

Erst jetzt bemerkte Jack, dass die Kapelle sowohl aus Männern als auch aus Frauen bestand. Obwohl die Frauen lange Röcke trugen, hatte ihre Uniform etwas Militärisches. Und was die Männer anbetraf: Sie sahen aus wie Soldaten bei einer Parade mit gut sitzenden dunkelblauen Uniformen und schmalkrempigen Hüten, an denen vorn ein glänzendes Metallschild angebracht war. Der General hatte dieselbe Uniform, nur sein Hut und sein Abzeichen unterschieden ihn von den anderen. Dann sah Jack, dass am Kragen jeder Uniform ein glänzendes S aus Messing angebracht war.

Während Mrs. Booth sprach, stellten die anderen Mitglieder der Truppe die Fahnen auf und machten sich bereit, genau auf den Stufen der St. Paul's Kathedrale zu spielen. Jack schauderte, als ein leichter

Windhauch die Fahnen bewegte. Er konnte zwar nicht besonders gut lesen, aber er entzifferte leicht die Worte »Blut und Feuer«, die über einem Kreuz, zwei gekreuzten Schwertern und dem Buchstaben S geschrieben waren. »Blut und Feuer« ... »Blut und Feuer« ... was mochte das bedeuten?

Mrs. Booth lud die Kinder ein, dazubleiben und der Musik zuzuhören. Ihr Gesicht war ernst, doch ihre Augen lächelten.

»Ich glaube, wir gehen jetzt besser«, sagte Amy und zog Jack die Stufen hinunter, weg von dieser seltsamen Armee. »Jack, sie hat es selbst gesagt, dass der General uns mitnehmen wollte«, flüsterte sie, als Jack versuchte, sich von ihr loszureißen.

Die Kinder verbrachten den ganzen Vormittag damit, die Straßen Londons nach ihrem Onkel abzusuchen. Immer wieder rannten sie los, wenn sie ein Schild an einem Geschäft sahen, das auf eine Schneiderei hinwies. Doch jedes Mal, wenn sie näher kamen, stand der Name eines anderen darauf.

Als sie an einem Brunnen tranken, meinte Amy: »Vielleicht sollten wir hineingehen und fragen, auch wenn sein Name nicht auf dem Schild steht. Vielleicht gehört das Geschäft einem anderen, und er arbeitet nur dort.«

»Das bedeutet, dass wir zurückgehen und überall nachfragen müssen, wo wir schon waren«, stöhnte Jack.

»Aber vielleicht finden wir ihn so schneller«, sagte Amy. »Ein Schneider kennt doch die anderen. Wenn sie denselben Beruf haben, muss ihn jemand kennen und kann uns sagen, wo er wohnt.«

Im dritten Laden, den sie betraten, saß ein dürres, altes Männlein. Er sah aus wie eine vertrocknete Rosine und blickte sie über den Rand seiner Brille an. »Sedgwick Masters? Was wollt ihr von dem?«

»Er ist unser Onkel, wir suchen ihn«, sagte Amy.

»Ich weiß nicht, wo er ist«, sagte der alte Mann und wandte sich wieder seiner Näharbeit zu, »und ich will es auch gar nicht wissen.«

»Warum nicht?«, fragte Jack.

»Als ich das letzte Mal von ihm hörte, hatte er mir gerade zwei meiner besten Kunden weggeschnappt.«

Die Kinder starrten den Mann an, als er eine Hand voll Stecknadeln zwischen die Lippen nahm.

Schließlich sagte Amy: »Aber Sie haben ihn doch gesehen?«

»Habe ich nicht gesagt«, murmelte der Schneider undeutlich, während er eine Nadel nach der anderen aus dem Mund nahm und sie in den Stoff steckte, an dem er nähte. »Eigentlich habe ich diesen Mann noch nie gesehen.«

»Aber Sie müssen doch wissen, wo er wohnt, wenn Ihre Kunden zu ihm gegangen sind«, beharrte Amy.

»Hör zu, junge Dame. Ich weiß nichts. Als einer meiner Kunden zurückkam,



war ich dankbar. Ich habe ihn nicht ausgefragt, warum er gegangen oder warum er wiedergekommen ist.«

Jack und Amy gingen verzweifelt zur Tür. Dann drehte Jack sich plötzlich um. »Warten Sie«, sagte er. »Wer waren diese beiden Leute, Ihre Kunden, die zu unserem Onkel Sedgwick gingen? Wo sind sie jetzt? Vielleicht wissen sie ja, wo unser Onkel wohnt.«

»Ich habe euch doch gesagt, nur einer kam zurück. Es war dieser eingebildete Pinsel, Filbert. Er wollte, dass ich ihm drei neue Anzüge nähe, damit er einen guten Eindruck auf die Damen in Europa macht. Zuletzt hörte ich, dass er nach Frankreich gesegelt ist. Er sagte, er müsse unsere englische Insel einmal verlassen, um etwas für seine Kultur zu tun. Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen.«

»Und der andere?«, fragte Jack, »der Kunde, der nicht wiedergekommen ist?«

»Nun, ich weiß, dass sie noch hier ist. Aber sie ist nicht wieder zu mir gekommen. Vielleicht ist sie noch bei Masters. Wer weiß?«

»Aber wer ist sie?«, fragte Jack ungeduldig.

»Ach, sie ist die Frau dieses Generals, zumindest nennt er sich General. Booth, Catherine Booth, hieß sie. Das sind die Leute, die mit dieser Heilsarmee angefangen haben. Die ganze Zeit sieht man sie hier herumlaufen.« Der Schneider sah auf und musterte Jack. »Junge, du solltest deinen Mantel flicken lassen. Ein Ärmel fehlt.«

Diebstahl

Amy und Jack verließen den Schneider mit neuem Mut. Ihr Onkel konnte nicht weit sein, und sie kannten jemanden, der sie zu ihm führen konnte.

»Aber, Amy«, sagte Jack, »diese Frau sagte doch, dass der General uns mitnehmen wollte. Was ist, wenn er es tut?«

»Trotzdem«, sagte Amy. »Wir müssen Mrs. Booth finden, wenn sie einmal allein ist, und nur sie fragen.«

Sie gingen zurück zur Kathedrale. Es war ein weiter Weg, und es war schon später Nachmittag. Als sie die Straßen entlangliefen, stieg Jack plötzlich ein köstlicher Duft in die Nase. Er sah auf. Im Fenster eines Gebäudes direkt an der Straße standen zwei dampfende Platten. Jack blieb stehen. Auch Amy hielt an und blickte auf. »Hühnerpasteten, wie Mama sie macht«, sagte Amy.

Jacks Magen knurrte und tat plötzlich sehr weh. Sie waren hungrig, hatten sie doch den ganzen Tag nichts gegessen außer dem Stückchen harten Brot am Morgen. Aber Jacks Magen tat noch aus einem anderen Grund weh. »Wie Mama sie *machte*. *Machte*, Amy, nicht ›*macht*‹. Mama kann keine Pasteten mehr machen. Es ist, wie die alte Frau, Mrs. Witherspoon, gesagt hat. Mama ist tot.« Er lief los und hielt dabei sein Gesicht von Amy abgewandt, damit sie nicht sah, dass er Tränen in den Augen hatte.

»Jack, warte.« Amy holte ihn ein. »Ich habe es nicht so gemeint. Diese Pasteten haben mich nur an Mama erinnert, das ist alles. Sie fehlt mir auch, weißt du?«

»Ja, ich weiß«, murmelte er. »Es ist nur ... ich wünschte, sie hätte uns nicht verlassen. Es ist nicht fair; wir sind jetzt ganz allein, und ich sterbe vor Hunger.«

»Sei nicht böse, Jack. Es war nicht ihre Schuld. Wir müssen jetzt zusammenhalten und Onkel Sedgwick finden. Dann kriegen wir auch etwas zu essen.«

»Und was ist, wenn wir ihn nicht finden?«

»Wir *werden* ihn finden.«

Sie bogen um eine Ecke und kamen in eine Straße, wo gerade Markt war. Jack lief das Wasser im Mund zusammen, als er große rote Äpfel bei einem Obsthändler sah. »Nur einen einzigen. Er würde so gut schmecken«, dachte er. Der Händler sah gerade in die andere Richtung und bediente einen Kunden. Plötzlich griff Jack nach zwei Äpfeln, einem für sich und einem für Amy, und versuchte, sie in seine Taschen zu stecken. Doch die Äpfel waren so groß, dass sie nicht hineinpassten. Während er noch damit beschäftigt war, drehte sich der Obsthändler um und sah ihn.

»He, du kleine Ratte«, schrie er. »Leg sie sofort zurück!«

Hastig drehte Jack sich um und begann zu rennen.

»Amy, los.«

Einen Augenblick lang war Amy ganz verwirrt, aber als sie den Verkäufer mit einem Stock um seinen Stand herumlaufen sah, rannte sie schnell hinter Jack her.

»Haltet den Dieb! Haltet den Dieb!«, schrie der Obsthändler, als sie zwischen den anderen Ständen hindurchschlüpfen. Jack rannte in eine Straße hinein, in jeder Hand einen Apfel, und Amy lief hinter ihm her. Die Pflastersteine in der Straße waren uneben, und Abfall und Abwässer machten sie rutschig und schlammig. Jack blickte zurück und sah, dass der Obsthändler ihnen auf den Fersen war.



Plötzlich schrie Amy auf, und Jack hörte ein lautes Krachen. Als er sich umsah, bemerkte er, dass eine Regentonne umgefallen war und nun zerbrochen in der Mitte der Straße lag.

Das Wasser floss heraus. Amy saß mittendrin auf dem Boden. In dem Moment rutschte der Obsthändler aus und kam gerade bei ihr zum Stehen. Er griff nach ihren Haaren und hob seinen Stock.

»Nein«, schrie Jack und hob die beiden Äpfel hoch, damit der Mann sie sehen konnte. »Nicht meine Schwester schlagen!«

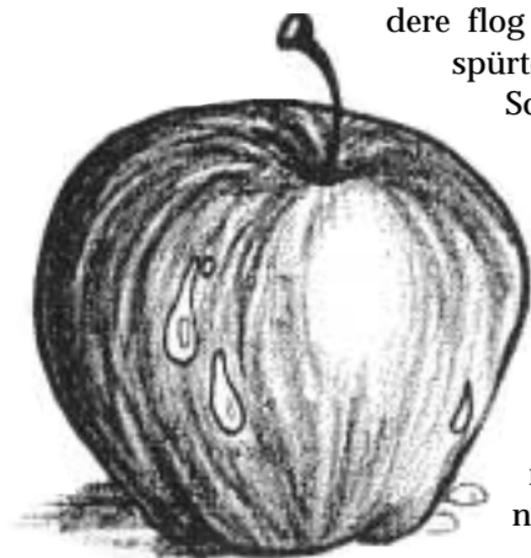
»Dann gib mir die beiden Äpfel wieder, du Balg.«

Jack näherte sich den beiden. Das Gesicht des Mannes war puterrot, und er atmete schwer. Aber er ließ Amys Haar nicht los. Jack nahm beide Äpfel in eine Hand – sie waren fast zu groß, als dass man sie so halten konnte – und kam näher. Er hielt sie dem Mann hin. Plötzlich fuhr der Stock pfeifend durch die Luft und traf Jacks Hand. Ein Apfel platzte, der andere

flog auf die Straße. Jack spürte einen stechenden

Schmerz in seinem Arm. Nie hatte ihm etwas so wehgetan.

»Das wird euch lehren, mich zu bestehlen, ihr ungezogenen Kinder. Jeden Tag klauen sie mir so viel, dass man nicht mehr genug zum Leben hat.«



Damit drehte sich der Mann um und ging schwerfälliger zurück.

Jack merkte, dass er weinte. Er wollte nicht weinen, er wollte tapfer sein wegen Amy. Doch er konnte die Tränen nicht zurückhalten. Ein großer roter Streifen zog sich über sein Handgelenk, und seine Hand fühlte sich an, als könnte er sie nie wieder gebrauchen. Dann sah Jack, dass auch Amy weinte. Ihre Kleider waren nass, und sie hielt ihren Knöchel. »Was ist los?«, fragte Jack schluchzend.

»Ich habe mir den Fuß verletzt«, sagte sie.

»Kannst du aufstehen?«, fragte Jack.

»Ich weiß nicht. Ich glaube, ich habe mich wirklich verletzt. Aber was ist mit deiner Hand?«

Jack streckte sie aus und versuchte, seine Finger zu bewegen. Schließlich gelang es ihm, doch der Schmerz wurde stärker als zuvor. »Ist schon in Ordnung«, meinte er, aber er war sich nicht sicher, ob es wirklich so war.

»Hilf mir«, sagte Amy.

Jack hielt ihr die andere Hand hin, um ihr aufzuhelfen. Amy stand auf und stützte sich auf Jack, wobei sie den rechten Fuß in der Luft hielt. Langsam stellte sie ihn auf den Boden und versuchte zaghaft, einen Schritt zu machen. Doch sobald sie den Fuß belastete, schrie sie leise auf und fiel beinahe wieder hin. »Ich glaube, ich bin wirklich verletzt, Jack.«

»Was sollen wir jetzt tun?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht ist er ja auch bloß verstaucht. Es geht bestimmt, wenn ich mich auf dich stütze.«

Die beiden humpelten die Straße entlang, während der Abend die Schatten erst blau und rot und dann grau werden ließ. »Warte eine Minute«, sagte Jack. »Halte dich hier am Haus fest.« Dann rannte er zurück und suchte etwas am Boden.

Wenig später war er zurück. »Hier«, sagte er, als er ihr den Apfel hinhielt, der nicht ganz vom Stock des Obsthändlers zermatscht worden war. »Ich weiß, er gehört nicht uns, und ich hätte ihn nicht nehmen dürfen. Es tut mir Leid, besonders wegen deines Fußes. Doch ich glaube nicht, dass der Obsthändler ihn noch wollte. Schließlich hat er ihn nicht zurückgenommen, und wir brauchen etwas zu essen. Willst du ein Stück?« Er rieb den Apfel an seiner Hose, um den Schmutz abzuwischen.

Amy biss ein Stück ab und hielt sich dann an Jacks Schulter fest. Während sie die Straße hinunterhumpelten, aßen sie abwechselnd von dem Apfel.

In der Höhle

Es war fast dunkel. Der Nachtwächter zündete die Straßenlaternen an.

»Jack, ich weiß nicht, wo wir sind. Ich weiß nicht mehr, wo die Kathedrale ist.«

»Ich auch nicht«, erwiderte Jack. »Aber da vorn ist etwas. Es sieht so aus, als hört die Straße dort auf.«

Als sie näher kamen, sahen sie, dass die Straße in eine andere mündete, die an einem großen Fluss, der Themse, entlangführte. Auf der Themse fuhren große Schiffe, aber sie sahen sie in der Dunkelheit kaum, denn nur auf wenigen brannten die Decklaternen. Auf der anderen Seite des Flusses lagen drei Schiffe am Ufer. Die langen Masten und das Takelwerk dieser Schiffe zeichneten sich als spitze Umrisse gegen den blassen Himmel ab.

»Ich kann nicht mehr laufen«, sagte Amy. »Mein Fuß tut so schrecklich weh. Ich wünschte, Mama wäre hier. Sie wüsste, was zu tun ist.« Die beiden bogen in die Straße ein, als gerade eine Kutsche mit vier Pferden vorbeiraste. Die Räder und die Hufe klapperten auf den rauen Pflastersteinen. Amy lehnte sich an die Wand. Jack starrte in das schimmernde schwarze Wasser unter ihnen.

»Da unten ist etwas«, sagte Jack mehr zu sich selbst. »Ich klettere hinunter.«

»Warte«, rief Amy ihrem Bruder hinterher, aber er kletterte bereits über die Mauer und ließ sich langsam

zum Fluss hinabgleiten. Dann sah auch sie es. Direkt unterhalb von ihnen kam das Wasser nicht bis zur Wand. Dort war ein schmaler Sandstreifen, nicht viel breiter, als dass ein Mensch darauf laufen konnte.

Jack ging am Fluss entlang bis zur nahe gelegenen Brücke. Am Fuß des ersten Brückenpfeilers hörte der Sandstreifen auf, dafür lagen große Steine im Wasser. Jacks Finger fanden kleine Vorsprünge in den Ritzen zwischen den Steinen des Pfeilers, an denen er sich



festhalten konnte. Er hangelte sich Zentimeter um Zentimeter vorwärts, sich von einem glitschigen Stein zum nächsten tastend. Da, unter dem Brückenende, war eine kleine Höhle. Sie erstreckte sich ungefähr drei Meter unter die Straße. Der Boden der Höhle war sandig, und ein Stück vom Wasser weg war er sogar schön trocken. Ein großer Ast und anderes Treibholz waren an einer Seite aufgeschichtet. Sogar ein Karton und ein zerbrochener Eimer lagen dort.

Etwas huschte über den Sand und verschwand im Treibholz. Vielleicht war es eine Katze ... oder eine Ratte. Wenn es eine Ratte war, war es jedenfalls die größte Ratte, die Jack jemals gesehen hatte. Jack bückte sich und hob einen Stein auf. »Zeig dich noch einmal«, drohte er. Als sich nichts regte, schleuderte er ihn in die Richtung, in der das Tier verschwunden war, und der Stein flog gegen den alten Eimer. Immer noch nichts. Jack hob einen zweiten Stein auf und ging tiefer in die Höhle hinein, die Augen auf den Stapel mit Treibholz gerichtet. Die Höhle war so dunkel, dass er nur ungefähr erahnen konnte, wie sie aussah. Er glaubte eigentlich, dass dahinten noch etwas war, aber er traute sich nicht, allein hineinzugehen, um es herauszufinden.

»Jack! Jack! Was tust du?«

Jack konnte seine Schwester gerade noch hören. Er kletterte um den Pfeiler herum und sah zu ihr hoch. In der hereinbrechenden Dunkelheit war ihr Gesicht kaum noch zu sehen. »Dort unten ist eine Höhle!«, sagte Jack.

»So?«

»Sie ist toll! Komm!«

»Jack, warum sollte ich hier hinunterklettern, um eine alte Höhle zu erkunden? Wir haben nicht einmal einen Platz, wo wir heute Nacht schlafen können.«

»Warum nicht in dieser Höhle? Wenigstens werden wir dann nicht nass, wenn es regnet. Wir könnten sogar ein Feuer machen.«

Amy seufzte. »Jack, manchmal weiß ich nicht mehr, was ich mit dir tun soll. Kapierst du nicht, dass mein Knöchel verletzt ist? Ich kann niemals da hinunterklettern.«

»Doch, du kannst. Es ist nicht weit.«

Amy sah ihn an, dann den Fluss, dann wieder die Straße, die in den Teil Londons führte, wo sie den ganzen Tag vergeblich damit verbracht hatten, ihren Onkel zu suchen. Schließlich sah sie wieder zu Jack hinunter. »Nun gut. Aber du musst mir helfen. Mein Knöchel wird dicker und dicker.«

Wenige Minuten später standen die beiden Kinder auf dem schmalen Sandstreifen am Fluss. Die nächtlichen Geräusche der großen Stadt drangen nicht bis zu ihnen herunter. Was sie hörten, war nur das helle *bing, bing, bing* der Glocke im Hafen, wo die Schiffe angelegt hatten.

Jack hielt Amy am Arm, während sie sich um den Pfeiler hangelte. Einmal glitt ihr Fuß zwischen die Steine, und sie verdrehte ihren Knöchel wieder. Sie schrie auf und schnappte nach Luft. Er sah, dass ihr Gesicht schmerzverzerrt war.

»Und schon sind wir da«, sagte Jack aufmunternd.

Amy humpelte über den Sand in den hinteren Teil der Höhle. »Jetzt ist es trocken. Aber was ist, wenn es regnet und das Wasser ansteigt? Dann wird die Höhle überflutet, und wie kommen wir dann da wieder heraus?«

Jack zuckte die Achseln, dann merkte er, dass es zu dunkel war, als dass Amy ihn hätte sehen können. »Lass uns ein Feuer machen«, sagte er und nahm einige der kleineren Hölzer von dem Haufen Treibholz. Er versuchte, nicht an das Tier zu denken, das in dem Haufen verschwunden war.

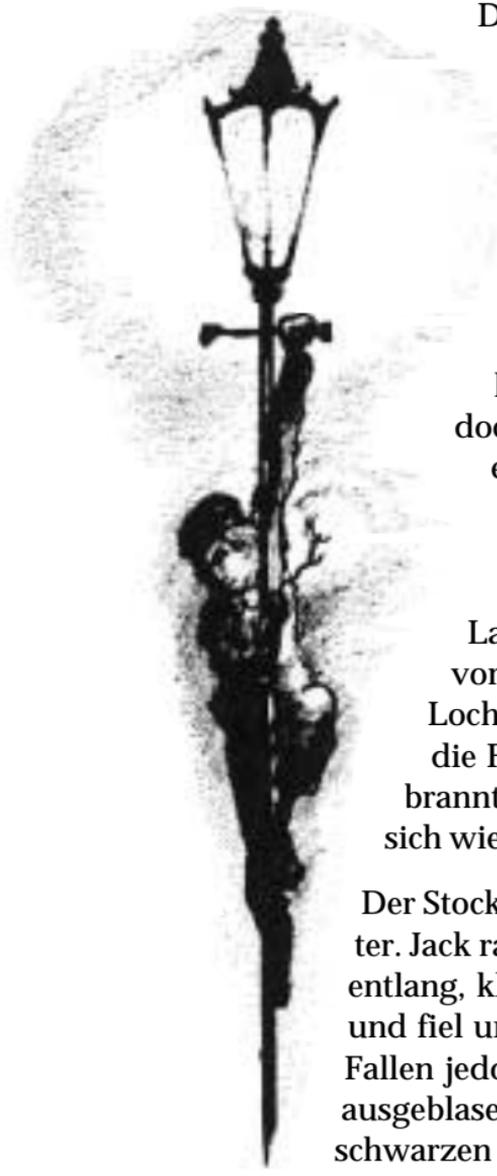
»Wie sollen wir denn ein Feuer anzünden, Jack? Wir haben keine Streichhölzer. Hier unten können wir kein Feuer anzünden.«

»Vielleicht können wir uns von jemandem ein Stück Kohle leihen«, meinte Jack.

»Klar, geh nur in eine dieser Kneipen, die hier am Fluss stehen, und frage: Könnten wir bitte ein paar brennende Kohlen haben. Wir haben kein Zuhause und übernachten unter der Brücke. Wenn wir das tun, Jack, würde uns einer dieser betrunkenen Seemänner in den Fluss werfen.«

Jack brach weiter Äste durch und schichtete sie für ein Feuer auf. Es musste doch eine Möglichkeit geben, ein Feuer anzuzünden. *Es musste einfach.*

»Jack! Jetzt weiß ich, wie. Nimm ein kleines Stück Holz und klettere an einer Straßenlaterne hoch. Halte dein Holz an das Feuer, genau wie es der Nachtwächter tut. Doch du zündest nicht die Lampe an, sondern das Stück Holz, und damit machen wir dann Feuer.«



Die Idee war großartig.
Jack fand ein kleines
trockenes Stück
Holz und verließ
damit die Höhle.
Er kletterte nach
oben auf die Straße
und rannte zur nächs-
ten Laterne. Daran
hochzuklettern war je-
doch nicht so einfach, wie
es aussah. Er brauchte
drei Anläufe, bis er es
endlich schaffte. Er
klammerte sich an die
Laterne, steckte sein Holz
vorsichtig in das kleine
Loch und berührte damit
die Flamme. Das Stöckchen
brannte hell, und Jack ließ
sich wieder hinuntergleiten.

Der Stock brannte schnell herun-
ter. Jack rannte die dunkle Straße
entlang, kletterte über die Mauer
und fiel unten in den Sand. Beim
Fallen jedoch wurde die Flamme
ausgeblasen. Da stand er an dem
schwarzen Fluss, nur mit einem
glühenden Stock in der Hand. Vor-
sichtig blies er, um ihn wieder aufflammen zu lassen.
Einen Moment lang glühte das Holz hell, dann war
auch die Glut erloschen.

»Amy, gib mir einen anderen Stock – ein bisschen länger, aber achte darauf, dass er trocken ist. Der hier ist ausgegangen.«

Gleich darauf gab Amy ihm einen anderen Stock um den Pfeiler herum, so dass keiner von ihnen die schlüpfrigen Steine überqueren musste. Jack kletterte wieder die Mauer hinauf. Langsam lernte er, wo er hintreten musste, selbst in der Dunkelheit.

Als er mit dem brennenden Stock zurückkam, passte er gut auf, dass die Flamme nicht ausging. Vorsichtig ließ er sich die letzten Zentimeter auf den Boden fallen. Die Flamme ging nicht aus.

Wieder in der Höhle, hielt er sie an den kleinen Stapel, den er aufgeschichtet hatte. Die kleinen Späne entzündeten sich leicht, aber sie brannten auch schnell herunter. Als die Flammen niedriger wurden, kauerten sich die Kinder nah an das Feuer und legten ein Stöckchen nach dem anderen nach, damit die Dunkelheit sie nicht gleich wieder umgab.

Schließlich brannte das Feuer, und es begann angenehm zu knistern. Endlich wurde ihnen wärmer. Sie legten sich auf den Boden im hinteren Teil der Höhle und kuschelten sich aneinander.

Flusspiraten

Als die Kinder am nächsten Morgen erwachten, nieselte es. Sie setzten sich auf und sahen zum Fluss hin. Ein Boot fuhr langsam stromaufwärts; zwei Männer ruderten gleichmäßig, um es gegen die Strömung vorwärts zu bewegen. Auf dem Boot waren Kartoffeln und Kohlköpfe hoch aufgetürmt – das Boot fuhr sicherlich zum Markt.

»Ich wünschte, wir könnten etwas davon haben«, sagte Jack. »Ich sterbe vor Hunger.«

In der Ferne konnten sie noch mehr Boote auf dem Wasser sehen – die Menschen begannen ihren Tag, und wie immer lag der stechende Geruch von Kohlenfeuer in der Luft.

»Oh nein. Unser Feuer ist aus«, seufzte Amy und zog ihren Schal fester um die Schultern. »Und die Straßenlaternen sind sicher auch schon aus. Bis heute Nacht bekommen wir kein Feuer mehr.«

»Ist doch nicht meine Schuld«, meinte Jack. »Du hättest genauso in der Nacht aufstehen und Holz nachlegen können. Es gibt schließlich genug davon.«

»Ich habe nicht gesagt, dass es deine Schuld ist. Ich habe nur gesagt, dass wir kein Feuer haben.«

»Es hörte sich an, als wolltest du mir die Schuld dafür geben«, beklagte sich Jack.

»Nein, wollte ich gar nicht. Was ist denn nur heute Morgen mit dir los?«

»Ich habe Hunger«, sagte Jack. Tränen traten ihm in die Augen. »Und ich will zu Mama. Warum musste sie sterben?«

Amy legte ihren Arm um ihn, und sie weinten. Schließlich wischte Amy ihr Gesicht mit dem Schal ab. »Aber wir dürfen nicht aufgeben, Jack. Wir dürfen einfach nicht.«

»Aber was sollen wir tun?«

»Heute Morgen musst du diese Frau von der Heilsarmee finden. Wie hieß sie doch gleich?«

»Du meinst die, von der der Schneider sagte, dass sie zu Onkel Sedgwick gegangen ist? Booth oder so ähnlich.«

»Genau. Booth, Catherine Booth. Du musst sie finden, Jack. Catherine Booth, vergiss diesen Namen nicht.«

»Und du?«

Statt einer Antwort streckte Amy ihren Fuß aus und zeigte auf ihren Knöchel. »Ich kann wirklich nicht laufen, Jack. Es hat keinen Sinn, solange es mir nicht besser geht.«

»Und der Fluss?«, fragte Jack. »Was ist, wenn das Wasser durch den Regen ansteigt und die Höhle überflutet, wie du gesagt hast?«

»Er steigt noch nicht. Sieh dir die Steine an, das Wasser ist sogar gesunken.« Sie deutete mit dem Kopf zu dem Pfeiler, um den sie klettern mussten, wenn sie in die Höhle wollten. »Weißt du, solange es nicht stark regnet oder eine Springflut kommt, gibt es, glaube ich, nur eines, was den Wasserspiegel ändert; und das sind Ebbe und Flut.«

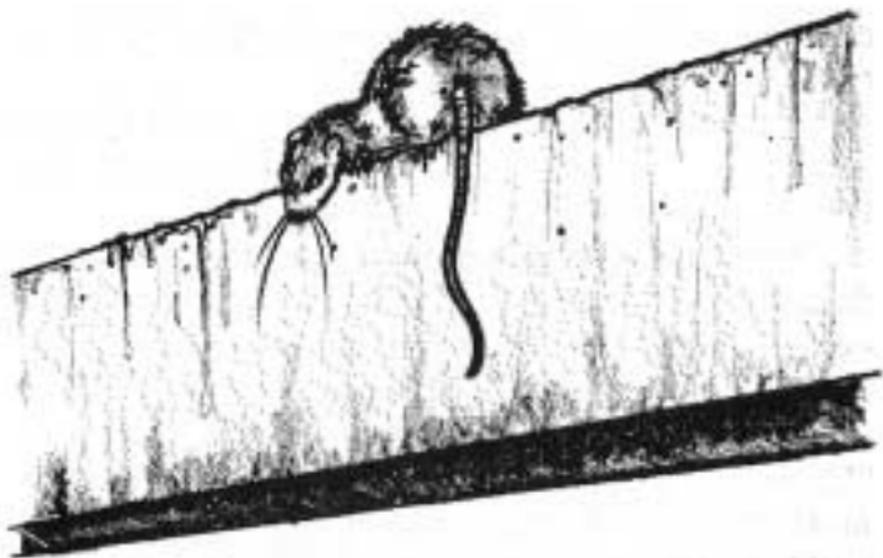
Jack blickte argwöhnisch auf den Treibholzhaufen.
»Ebbe und Flut? Die kommen doch jeden Tag vom Meer her, zweimal sogar. Wir sind doch jetzt schon über eine Nacht hier, und es war nicht einmal Hochwasser.«

»Nein. Ich meine die großen Fluten, die einmal im Monat kommen. Vielleicht merkt man sie so weit den Fluss hinauf. Ich weiß es nicht.«

»Ja, vielleicht ist dadurch der ganze Kram hier angespült worden. Er kam hierher, als der Fluss einmal so hoch war, so hoch, dass er sogar diese Höhle überflutete. Und wir wissen nicht, wann das wieder geschieht.«

»Heute wahrscheinlich nicht«, meinte Amy.

»Weißt du was, du gehst und suchst nach Catherine Booth, und wenn es anfängt, stark zu regnen, kommst du zurück und hilfst mir heraus.«



Das erschien Jack vernünftig, und er stand auf, um die Höhle zu verlassen.

Mitten im Fluss standen weitere Pfeiler, die die große Brücke hielten. Im oberen Teil im Schatten der Tragbalken bemerkte Jack, wie sich etwas bewegte. Er sah genauer hin: Es war eine Ratte. Sie lief langsam über den Balken, möglicherweise war es genau die, die sich in der Nacht zuvor im Treibholz versteckt hatte. Jack bückte sich und fand drei Steine im Sand. Vorsichtig lief er an den Rand der Höhle, um besser zielen zu können. Jetzt hatte er die Ratte fest im Blick. Immer wieder blieb das Tier stehen und sah sich um.

Plötzlich warf Jack einen großen, länglichen Stein. Es war ein weiter Wurf, doch Jack konnte gut zielen. Der Stein flog geradewegs über den Kopf der Ratte. Das hässliche Tier sprang ein Stück nach vorn, blieb stehen und sah sich mit glänzenden Augen um. Offensichtlich wusste es nicht genau, was vor sich ging und wo der Feind war. Dieses Zögern war genau das, was Jack brauchte. Er zielte und warf einen zweiten Stein mit voller Kraft. Der Stein flog durch die Luft und traf. Die Ratte fiel vom Balken in den Fluss.

»Getroffen, Jack.«

»Ja.« Jack starrte auf den Fleck, wo die Ratte ins Wasser gefallen war. Wenige Sekunden später trieb etwas an die Oberfläche und schwamm leblos den Fluss hinunter. In der Aufregung warf Jack seinen dritten Stein in die Richtung, wo die Ratte gesessen hatte. Doch da er nicht gezielt hatte, flog der Stein noch vor dem Pfeiler ins Wasser und landete direkt vor einem Boot, das gerade hinter dem Pfeiler hervorkam.

»He, was soll das?«, rief eine kräftige Stimme, und ein großer Seemann stand in dem Boot auf. Sein Partner ruderte weiter. »Was tut ihr Bälger? Wollt ihr jemanden umbringen? Ich glaube, ich komme mal zu euch und verschle euch ordentlich.«

»Wir wollten Sie nicht treffen«, sagte Amy.



»He, Rodney«, sagte der Mann am Ruder. »Es ist ein Mädchen.«

»Ja, und sogar im richtigen Alter. Aber wir müssen zurück zum Schiff. Wir kümmern uns später darum.« Dann rief er Amy und Jack zu: »Werft keine Steine mehr auf uns, sonst schlage ich euch die Köpfe ein.«

»Werden wir nicht«, sagte Jack.

»Hoffentlich. Wir kommen zurück, um dafür zu sorgen, dass ihr es nicht mehr tut.« Sie lachten schallend; der große Mann setzte sich schwerfällig und nahm wieder seine Ruder in die Hand. Bald waren sie weit weg.

»Beinahe«, meinte Jack, »hätte ich zwei Ratten gehabt.« Und er lachte.

»Das war nicht witzig, Jack. Diese Männer waren böse.«

»Amy, glaubst du, sie kommen zurück?«

»Wer weiß? Wahrscheinlich fahren sie hier jeden Tag auf und ab, wenn ihr Schiff im Hafen liegt. Wir dürfen einfach ihre Aufmerksamkeit nicht auf uns lenken. Jetzt geh, Jack. Versuch, diese Mrs. Booth zu finden.«

»Ich sterbe vor Hunger, Amy. Wann werden wir etwas zu essen bekommen?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe auch Hunger. Vielleicht kannst du jemanden um ein Stück Brot bitten.«

»Ja, vielleicht. Ich bringe dir etwas«, meinte Jack, während er sich um den Pfeiler herumhangelte. »Ich verspreche dir: Du bekommst etwas zu essen.«

Drei Treffer

Inzwischen hatte es aufgehört zu nieseln. Jack war froh darüber. Die Straßen waren voller Menschen, aber keiner achtete auf den Jungen, der über die Kai-mauer der Themse kletterte.

Den ganzen Morgen lang suchte Jack die Heilsarmee. Er fand die Kirche, wo er und Amy die Nacht verbracht hatten, doch die Armee war nicht dort. Er fragte die Menschen auf der Straße. »Oh, die sind hier irgendwo; jeden Tag sind sie irgendwo«, sagte ein Junge, ungefähr in Jacks Alter. »Warum? Willst du Schlamm werfen?«

»Nein. Warum sollte ich Schlamm werfen?«, wollte Jack wissen.

»Bringt mehr ein als Zeitungen verkaufen«, meinte der Junge und rannte davon.

Jack verstand nicht, wovon er redete. Warum sollte Schlamm werfen mehr einbringen als Zeitungen verkaufen?

Der Geruch nach frischem Brot lenkte Jacks Aufmerksamkeit ab. Er kam aus einer Bäckerei, in deren Fenster Brotlaibe jeder Größe und Form lagen. Es gab schwarzes Brot, braunes Brot und sogar weißes Brot. Jack lief das Wasser im Mund zusammen, als er durch das Fenster blickte, und er erinnerte sich, dass er Amy versprochen hatte, ihr etwas zum Essen mitzubringen.

Da kam ihm eine Idee, und er rannte die Straße hinunter bis zur nächsten Ecke. Er lief die Seitenstraße

entlang, bis er eine schmale Gasse fand, die ihn zum Hintereingang der Bäckerei führte. Er klopfte an die Tür, und ein Mann mit Glatze und buschigen schwarzen Augenbrauen öffnete.

»Was willst du?«

»Entschuldigen Sie bitte. Ich wollte fragen, ob ich mir ein Brot verdienen kann.«

»Weg mit dir. Es gibt hier schon genug Bettler.«

»Ich bin kein Bettler. Ich will ja dafür arbeiten. Ich mache alles, was Sie wollen.«

»Habe keine Arbeit. Komm wieder, wenn du Geld hast. Dann werde ich dir gern ein Brot *verkaufen*.« Damit schlug der Mann die Tür zu.

Jack drehte sich um und trat nach einer Katze, die über die Gasse lief. Das Tier fauchte ihn an und sprang auf eine Regentonne. Jack wollte schon nach ihr greifen, den Deckel der Tonne hochheben und das hässliche Vieh ertränken, doch er besann sich. Er wusste: Die Katze war an seinen Problemen nicht schuld. Stattdessen jagte er sie, bis sie auf das Vordach sprang und außerhalb seiner Reichweite war.

Jack hatte fast allen Mut verloren, als er die Gasse wieder verließ. Er war drauf und dran, zum Fluss zurückzukehren und Amy zu sagen, dass es keinen Zweck hatte. In diesem Augenblick jedoch hörte er das dumpfe *bum, bum, bum*, das er am Morgen zuvor auf den Stufen der Kathedrale gehört hatte. Das musste die Kapelle der Heilsarmee sein, aber wo war sie?

Er wandte sich nach rechts und rannte die Straße entlang, aber der Klang wurde nicht lauter. Zwischen den eng beieinander stehenden Häusern gab es ein

solches Echo, dass man nur schwer feststellen konnte, woher der Klang kam. Jack meinte, dass er von der nächsten Straße kam. Er bog um die Ecke und lief zur nächsten Straße. Die Kapelle war nicht dort, aber der Klang wurde lauter. Nun konnte er die Flöten und Hörner erkennen. Es hörte sich so schön an wie ein Zirkus. Er rannte schneller, und als er bei der nächsten Ecke ankam, hatte er es geschafft. Dort, in der Mitte der Straße, stand die Kapelle der Heilsarmee und spielte ein so fröhliches Lied, dass Jack hätte tanzen mögen.

Die Kapelle stand auf der Ladeplattform eines Lagerhauses. Die Plattform war ungefähr in der Höhe von Jacks Kopf. Auf diese Weise waren sie von jedermann gut zu sehen und zu hören. Zu ihnen zu gelangen, war jedoch schwierig. Die schmale Straße war von Menschen überfüllt. Einige sangen, andere standen bloß da. Einige schrien, doch Jack verstand nicht, was sie sagten.

Er bahnte sich einen Weg durch die Menge, bis er direkt gegenüber der Kapelle auf der anderen Straßenseite stand. Hinter ihm stand die Tür einer Kneipe offen. Von hier aus konnte er die Kapelle gut sehen. Leider waren der General und die Frau, die er auf den Stufen der Kathedrale gesehen hatte, nicht unter ihnen. Doch er beschloss, ihrem Gesang und der Musik zuzuhören. Vielleicht konnte er sie hinterher fragen, wo Catherine Booth war. Sie sangen:

*Wir ziehen heim zur Herrlichkeit,
Willst du mit? Willst du mit?
Zu loben Gott in Ewigkeit.
Willst du mit? Willst du mit?*

*Millionen sind vorangeeilt,
Von Sündenlast und Not befreit,
Dich zu empfangen schon bereit.
Willst du mit? Willst du mit?*

Jack verstand nicht, was das alles bedeutete, doch ihm gefiel die Melodie, und er wollte auf jeden Fall in ein Land, wo es nicht so viele Schwierigkeiten gab. Im Kehrsvers hieß es immer wieder »Willst du mit? Willst du mit?« mit einer solchen Eindringlichkeit, dass Jack am liebsten »Ja« gerufen hätte.

Da flog plötzlich etwas durch die Luft und landete genau in einem der Hörner. Das Instrument wurde dabei so heftig bewegt, dass es in den Mund des Spielers gestoßen wurde und dessen Lippen zu bluten begannen. Jack sah, dass der geworfene Gegenstand eine tote Katze war.

Heftiges Raunen ging durch die Menge. Einige riefen Beifall. Andere meinten, man solle die Kapelle in Ruhe lassen. »Sie tun niemandem etwas Böses.«

Es flog noch mehr durch die Luft: Steine, Flaschen und Dreck, der die Uniformen der Spieler bald in hässliche, stinkende Kleider verwandelte.

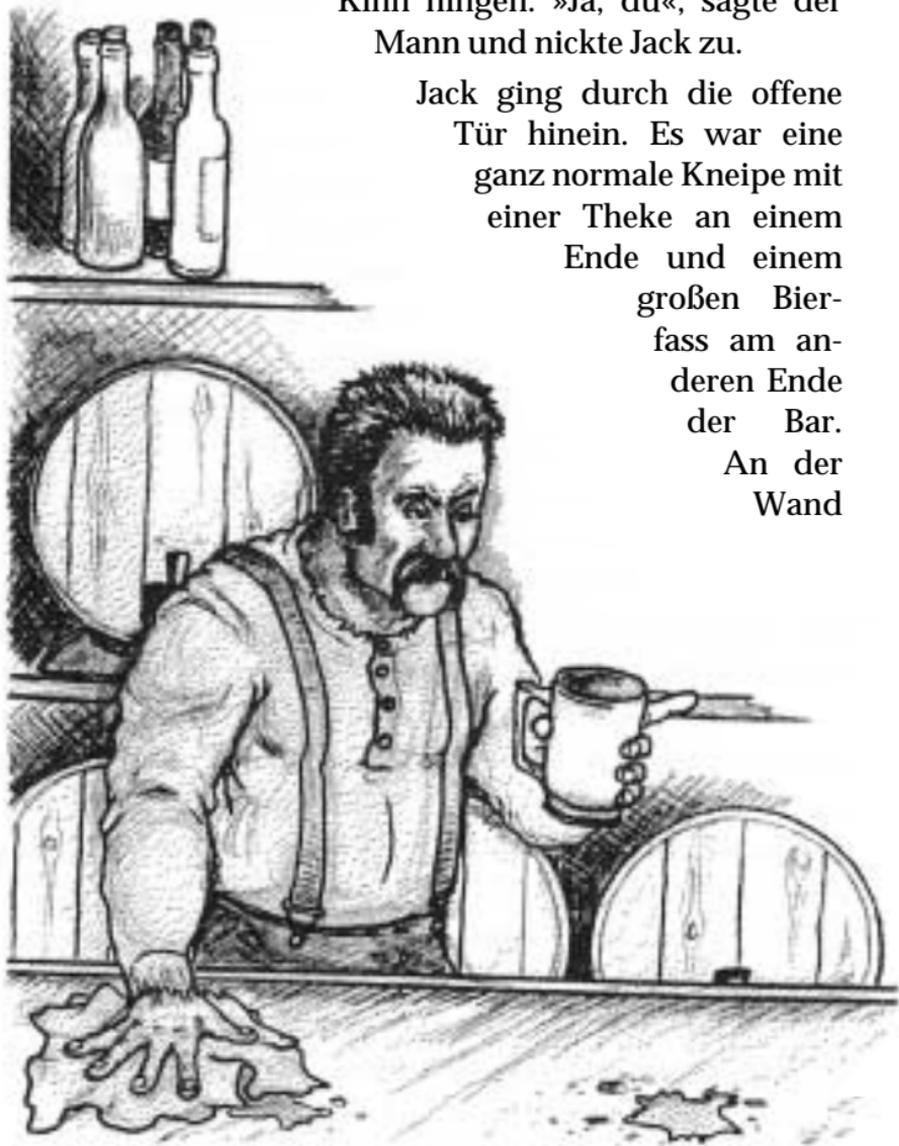
Es war eine Gruppe von Jungen in Jacks Alter, die die Gegenstände warfen, und die meisten standen nicht weit von ihm entfernt. Während der Angriffe rief immer wieder jemand: »Da! Ich habe getroffen!« »Der war für mich!« »Wieder ein halber Penny für mich!«

Die Menge beruhigte sich, als die Leute von der Heilsarmee von der Plattform hinunterstiegen.

»He, Junge, komm mal her.«

Jack sah sich erstaunt um und blickte in die dunkle Kneipe. Hinter der Bar stand ein Mann und wischte den Tresen, einen Bierkrug in der Hand. Sein Haar war kurz geschnitten, und er hatte einen großen Schnauzbart, dessen Enden fast bis unter das eckige Kinn hingen. »Ja, du«, sagte der Mann und nickte Jack zu.

Jack ging durch die offene Tür hinein. Es war eine ganz normale Kneipe mit einer Theke an einem Ende und einem großen Bierfass am anderen Ende der Bar. An der Wand



dahinter lagen mehrere kleinere Fässer mit Zapfhähnen.

Darin war wohl Whiskey, Rum und billiger Gin. Darüber standen Flaschen mit den teuren Getränken. In dem düsteren Raum sah man ein paar Tische mit Stühlen und einen großen alten Ofen mit einem Eimer voll Kohle daneben.

Jack kam vorsichtig näher. Der Mann stand nur da und trank von Zeit zu Zeit aus seinem Krug. Er trug ein langärmeliges, blassrotes Hemd, das am Hals und an den Ärmeln ausgefranst war. Seine schwarzen Arbeitshosen wurden von breiten Hosenträgern gehalten, und seine schweren Schuhe waren ausgetreten und abgetragen. »Hast du die Heilsarmeeleute gesehen?«, fragte er und zeigte zur Tür hinaus.

»Ja. Ich habe sie schon mal gesehen«, antwortete Jack.

»Wohnst du hier in der Gegend?«

»So ungefähr«, murmelte Jack.

»Nun, hör zu. Die Heilsarmee will mich ruinieren. Sie wollen jedes Lokal in London schließen, und einige meiner Stammgäste sind bereits zu ihnen übergelaufen. Das trifft mich sehr hart, verstehst du? Ich bin ein ordentlicher Geschäftsmann, und ich bezahle für das, was ich brauche. Hast du die Jungen draußen gesehen?«

»Ja«, sagte Jack. Er verstand zwar nicht ganz, was der Mann meinte, aber er würde es sicher bald herausfinden.

»Ich bezahle jedem dieser Jungen einen halben Penny für jeden Treffer. Verstehst du?«

Jack schüttelte den Kopf. Er ahnte, was der Mann sagen wollte, aber er traute seinen Ohren kaum.

»Ich meine, wenn sie etwas werfen und treffen, bezahle ich einen halben Penny für jeden Treffer. Meiner Meinung nach werden diese Heilsarmeeleute bald aufgeben und etwas Besseres zu tun finden, als rechtschaffene Geschäftsleute in Bedrängnis zu bringen. Ich habe einen Gewerbeschein, dass ich dieses Lokal führen darf, weißt du?«

»Ja«, meinte Jack, nicht genau wissend, wozu er eigentlich »Ja« sagte, doch er hatte das Gefühl, etwas sagen zu müssen.

»Was hältst du also davon? Ich bezahle dir dasselbe.«

»Aber sie haben mir doch gar nichts getan«, protestierte Jack.

»Nichts getan«, knurrte der Mann mit zusammengespreizten Zähnen. »Gerade habe ich dir erzählt, was sie getan haben, Bengel.« Er tat, als wollte er sich auf Jack stürzen.

Jack wollte hinausrennen, als der Mann plötzlich seinen Tonfall änderte. »Warte. Ich habe nichts gegen dich, Junge. Komm zurück. Du siehst so aus, als könntest du ein bisschen Geld gebrauchen. Habe ich Recht?«

»Ja. Amy und ich, wir brauchen ...« Jack hielt inne, denn er hielt es für besser, seine Probleme für sich zu behalten.

»Gut. Du brauchst also Geld, und ich habe eine Arbeit für dich. Reicht das nicht? Was meinst du?«

Jack dachte einen Moment nach. Die Bauchschmerzen vor Hunger wurden unerträglich, und er hatte

Amy versprochen, ihr etwas zum Essen zu bringen. Morgen konnte er Catherine Booth finden. Wenn sie nicht bald etwas aßen, hätte keiner mehr die Kraft, die Stadt nach ihrem Onkel abzusuchen.

»In Ordnung. Wie werde ich bezahlt?«

»Ich werde dich beobachten. Du kommst hierher zurück, wenn alles vorbei ist.«

Als Jack die Kneipe verließ, erwartete er, dass die Heilsarmee an einen sicheren Ort gegangen sein würde. Doch stattdessen war ein Mann auf die Plattform gestiegen und sprach: »Viele von euch haben keine Arbeit, einige nicht einmal einen Ort zum Wohnen, und vielleicht seid ihr auch hungrig. Wenn Jesus Menschen wie euch sah, hatte er Mitleid. Er hatte solches Mitleid, dass er handelte. Da waren fünftausend Männer, dazu Frauen und Kinder. Viel mehr, als heute hier in der East Tenter Street versammelt sind.

Jesus jedoch bat einen kleinen Jungen, das zu teilen, was er hatte, und Jesus machte viel mehr daraus. Die Bibel sagt, dass er die fünf Brote und die zwei Fische nahm, zum Himmel aufsah, dankte und das Brot brach, um dann das Essen den Jüngern zu geben, und die Jünger gaben es dem Volk. Und sie aßen alle und wurden satt und sammelten auf, was an Brocken übrig blieb, zwölf Körbe voll.

Jesus sagt: Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch helfen. Aber so viele von euch suchen Hilfe im Gin und im Bier. Ihr glaubt, ihr könnt eure Sorgen wegspülen, doch die Bibel sagt: Auf den ersten Blick sieht manches richtig aus, und es führt doch ins Verderben.«



In diesem Augenblick ging ein Schrei durch die Menge, und eine überreife Tomate landete genau vor den Füßen des Sprechers. Der rote Saft spritzte über seine Beine. Eine andere Tomate flog knapp an der Fahne vorbei, die über den Heilsarmeeleuten wehte.

»Nieder mit der Heilsarmee!«, schrie jemand. »Sie wollen nur unsere Kneipen zumachen.« Und einige andere Gegenstände flogen durch die Luft.

Jack drehte sich um und sah, dass die Jungen, die er schon zuvor bemerkt hatte, die Dinge warfen. Auch er bückte sich, hob einen kleinen Kieselstein auf und warf ihn leicht in Richtung des Sprechers. Er wollte wirklich niemandem wehtun. Der Stein flog in hohem Bogen durch die Luft und berührte nur leicht die Mütze des Redners.

Jack blickte zur Kneipe hinüber. Der Besitzer lehnte gleichgültig an der Tür, die muskulösen Arme auf der Brust verschränkt. Er sah Jack finster an und

schüttelte den Kopf. Jack verstand: keine halben Pennys für kleine Kiesel, auch wenn er damit einen Treffer landete. Mit einer hochgezogenen Augenbraue wies der Kneipenbesitzer auf die Straße, nicht weit von Jacks Füßen entfernt. Seine Hand bewegte sich kaum, als sein Finger erst auf die Stelle auf dem Boden, dann auf den Sprecher zeigte. Dann wandte er seinen Blick ab, als ob er Jack nicht kannte.

Jack sah auf den Boden. Da lag ein Haufen frischer Pferdeäpfel. Der Mann wollte, dass er diese runden, grünlichen »Bälle« warf. Jack zögerte. Sollte er wirklich? Auf der anderen Seite würden sie niemandem wehtun, und er hatte solchen Hunger.

Probeweise nahm Jack einen Pferdeapfel und warf. Er verfehlte weit sein Ziel. Jack blickte hinüber zu dem Besitzer der Kneipe. Er zuckte leicht die Schultern und blickte weg. In diesem Moment traf den Sprecher ein alter Schuh, als er den Vers wiederholte, dass es einen Weg gibt, der richtig zu sein *scheint*, jedoch zum Tod führt. Die Menge raunte beifällig. Noch wenige Minuten zuvor – während die Musik spielte –, waren viele für die Heilsarmee gewesen und hatten sogar mitgesungen. Nun waren sie gegen sie. Sie waren eine boshafte Menge geworden, der es Spaß machte, gemein zu sein.

Jack bückte sich nach weiterem Pferdemit. Diesmal zielte er genau. Er traf, und der Kneipenbesitzer nickte leicht. Jack warf wieder und wieder. Jedes Mal fiel es ihm leichter, es war wie ein Sport. Er jubelte, als er zum zweiten und dritten Mal traf.

Plötzlich waren Trillerpfeifen zu hören, und einige Polizisten kamen die Straße entlang. Sie riefen: »Auf-

hören! Sofort aufhören! Jetzt ist genug. Geht nach Hause.«

Jack rannte geduckt in die Kneipe. Der Besitzer stand bereits wieder hinter der Bar und rieb die Gläser blank, als ob nichts geschehen wäre. Als er Jack sah, sagte er: »Raus hier. Ich will nicht, dass die Polizei einen von euch Jungs hier findet.«

»Aber mein Geld«, protestierte Jack. »Sie haben gesehen, dass ich dreimal getroffen habe. Sie schulden mir einen und einen halben Penny.«

Der Mann schob Jack das Geld zu, dann knurrte er wütend: »Raus jetzt!«

Brot und Wasser

Jack rannte zurück zum Fluss mit einem Brot unter dem Arm und einem halben Penny in der Tasche. Er hatte Catherine Booth zwar nicht gefunden, aber er konnte sein Versprechen halten und Amy etwas zu essen bringen.

Er war zu derselben Bäckerei gegangen, wo der Mann ihn fortgejagt hatte, als er um Arbeit bat. Zuerst dachte er, dass er diesem Mann niemals sein Geld lassen würde. Doch je mehr er darüber nachdachte, desto mehr gefiel ihm die Vorstellung, das Geld lässig auf den Ladentisch zu legen und das größte der leckeren Weißbrote zu verlangen. Er würde dem Bäcker schon zeigen, dass er kein Bettler war.

Als er jedoch zur Bäckerei kam, war der Mann nirgends zu sehen. Nur ein Mädchen – etwas älter als Amy – kümmerte sich um den Laden. Er kaufte das Brot und vergaß bald den unsympathischen Bäcker, als er zum Fluss hinunterrannte.

Er kletterte über die Mauer und ließ sich auf den schmalen Uferstreifen fallen. »Amy, Amy! Schau, hier«, rief er, als er sich auf den Steinen um den Pfeiler herumhangelte.

»Jack«, sagte Amy und lief ihm hinkend auf dem Sand entgegen. »Wo warst du? Du warst fast den ganzen Tag fort. Was hast du gemacht?« Dann sah sie das Brot. »Jack, wo hast du das her? Du hast es doch nicht gestohlen?«

»Nein. Ich habe es nicht gestohlen, und ich habe auch nicht darum gebettelt. Ich habe etwas Geld verdient und es *gekauft*. Und noch besser: Ich habe noch einen halben Penny übrig.« Jack zog die kleine Kupfermünze aus seiner Tasche und hielt sie Amy auf der ausgestreckten Hand hin, damit sie selbst sehen konnte.

»O Jack. Ich habe solchen Hunger. Ich bin so froh, dass du etwas zu essen bekommen hast.« Sie brach ein Stück Brot ab und begann zu essen. Jack lächelte und tat das Gleiche.

Dann merkte er, dass er trotz seines Hungers erst den ganzen Weg nach Hause gelaufen war, um das Brot mit Amy zu teilen, bevor er selbst etwas davon genommen hatte. »Es wäre nicht richtig gewesen, erst selbst davon zu essen«, dachte er. »Was wir auch haben, wir müssen es teilen.« Noch merkwürdiger war, dass er an die düstere Höhle als ihr »Zuhause« dachte. Während er kaute, sah er sich um. Der Ort war wirklich grauenhaft.

»Hast du Catherine Booth gefunden, Jack?«

»Nein. Aber ich werde morgen weiter nach ihr suchen. Sie muss doch bald auftauchen.« Er wollte Amy nicht erzählen, dass er, obwohl er Catherine Booth nicht gefunden hatte, doch die Heilsarmee gesehen hatte. Dann würde sie wissen wollen, warum er nicht gefragt hatte, wo Catherine Booth war. Und das konnte dazu führen, dass er erzählte, wie er das Geld verdient hatte, und Jack wusste, dass Amy ärgerlich wäre. Jedenfalls schmeckte ihr jetzt das Brot genau wie ihm.

»Schau, Jack«, sagte Amy nach ein paar Bissen, »ich freue mich wirklich über das Brot, doch im Augen-

blick ist es wichtiger, Catherine Booth zu finden, als die Zeit mit Geldverdienen zu verschwenden.«

»Ich habe versucht, sie zu finden.«

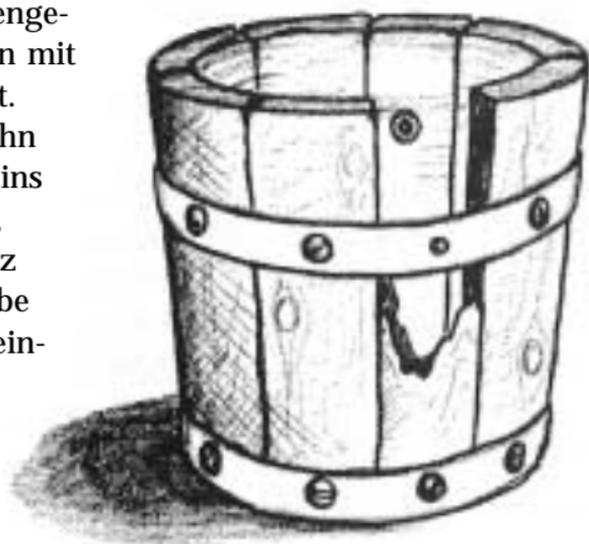
»Versuchen reicht nicht. Wir müssen sie finden.«

»Wir müssen aber auch essen«, meinte Jack ärgerlich.

»Aber wir können nicht in dieser alten Höhle bleiben. Wir *müssen* Onkel Sedgwick finden. Und Catherine Booth ist unsere einzige Hoffnung.«

Amy schwieg, und Jack wagte nicht zu antworten. Was sollte er auch sagen, ohne sich zu verraten? Außerdem wusste Jack, dass Amy ärgerlich war, wenn sie so schwieg wie jetzt. Also beschloss auch er zu schweigen. Er hoffte, dass es bald vorüber wäre. Jack wusste, dass Schweigen auch nichts helfen würde, aber er ärgerte sich auch über sich selbst und wollte nicht zugeben, was er getan hatte.

Wenige Minuten später griff Amy nach dem alten Holzeimer und sagte: »Ich habe versucht, ihn heil zu machen, und die Holzbretter zusammengesetzt. Ich habe ihn mit Sand geschrubbt. Dann habe ich ihn den ganzen Tag ins Wasser gehalten, damit das Holz aufquillt. Ich habe einige Steine hineingelegt, die den Eimer unter Wasser ge-



halten haben. Jetzt ist er dicht. Zumindest können wir jetzt Wasser einfüllen bis zu der Stelle, wo das eine Brett abgebrochen ist. Du könntest damit frisches Wasser vom Brunnen auf der Straße holen. Dann haben wir auch etwas zu trinken.«

»Das wird schwer zu tragen sein«, meinte Jack, als er sich den Eimer betrachtete. Er war zwar nicht besonders groß, aber er hatte keinen Henkel. Und mit dem zerbrochenen Brett würde er den Eimer schräg halten müssen, damit sich das Wasserholen überhaupt lohnte. Das konnte schwierig werden.

»Aber Jack, ich habe nichts mehr getrunken, seit wir gestern hierher kamen. Ich wollte das Wasser aus dem Fluss nicht trinken. Es ist so schmutzig, davon wird man bestimmt krank.«

Das leuchtete ihm ein, aber er antwortete: »Lass mich noch ein wenig ausruhen. Ich bin den ganzen Tag herumgerannt.«

»Jack, ich habe wirklich großen Durst.«

»Nun gut. Aber lass mich wenigstens fertig essen.«

Als Jack schließlich mit dem Wasser zurückkam, hatte Amy Holz für ein Feuer aufgeschichtet. Es wurde dämmerig, und der Nachtwächter würde bald kommen. »Ich habe noch Späne gefunden, die wir zum Anzünden benutzen können«, sagte sie. »Wenn du oben bist, wenn der Nachtwächter kommt, gibt er dir vielleicht einfach so Feuer.«

Wahrscheinlich hatte Amy Recht, aber Jack wollte nicht fragen. Es würde einen komischen Eindruck machen, wenn er um Feuer bat. Warum sollte ein

Junge auf der Straße einen Holzspan anzünden wollen? Was sollte er dem Mann dann sagen, fragte sich Jack. »Ich werde hinaufklettern, wenn er weg ist«, sagte Jack gereizt. »Außerdem habe ich auch Durst.«

Er wollte seine Hände in das Wasser tauchen, um zu trinken, aber Amy rief: »Geh nicht mit deinen schmutzigen Händen in unser Trinkwasser. Wasch sie zuerst.«

»Ich denke, der Fluss ist schmutzig.«

»Das stimmt, zu schmutzig, um daraus zu trinken. Aber er ist sauberer als deine Hände. Sie sehen aus, als hättest du im Schlamm gespielt. Und wie sie stinken. Was hast du bloß getan, um das Geld zu verdienen?«

»In Ordnung, gib mir das Holz«, sagte Jack. Er wollte Amy nichts über das Geld erzählen. »Ich klettere nach oben und hole Feuer. Ich wasche meine Hände, wenn ich wieder hier bin.«

Als das Feuer flackerte und sie davor saßen und Brot aßen, bewegte Amy ihren verletzten Fuß. »Es ist ein bisschen besser, aber ich glaube nicht, dass ich morgen schon in der Stadt umherlaufen kann. Macht es dir etwas aus, noch einmal allein loszugehen und Catherine Booth zu suchen, Jack? Wir müssen sie finden! Sie ist unsere einzige Hoffnung. Wir können nicht länger hier bleiben.«

Jack murrte, er wollte nicht sprechen. Was war, wenn er die Frau fand und einer der Heilsarmeeleute ihn erkannte und ihr erzählte, dass er einer der Jungen war, die die Kapelle beworfen hatten? Vielleicht sollte er einfach selbst nach Onkel Sedgwick suchen.



Später schlief Amy zusammengerollt neben dem Feuer. Sie hatte sich mit dem grünen Umhang zugeeckt. Jack saß neben ihr und starrte in die kleinen Flammen. Das Lied, das die Heilsarmee gesungen hatte, kam ihm wieder in den Sinn: »Wir ziehen heim zur Herrlichkeit«, und dann der unvergessliche Kehrvors: »Willst du mit? Willst du mit?«

Die Musik war so schön gewesen ... er mochte besonders das Horn. Als er jetzt darüber nachdachte, schämte er sich, dass er den Pferdemit geworfen hatte. Immer wieder grübelte er: »Es war doch nicht

so schlimm. Ich habe niemandem wehgetan. Aber sie haben nichts getan, wofür sie es verdient hätten. Und selbst wenn: Pferdemist werfen ist gemein. Aber wir brauchten das Geld doch!«

Schließlich fiel er in einen unruhigen Schlaf. Er träumte von Heilsarmeeleuten, die singend einen Zug bestiegen. Doch jedes Mal, wenn Jack zu ihnen in den Zug steigen wollte, schüttelten sie traurig den Kopf und sagten: »Tut uns Leid, wir fahren heim zur Herrlichkeit, in das reine und heilige Land; und rein und heilig bist du wahrhaftig nicht.«

Leuchtraketen

Am nächsten Morgen teilte Jack den Rest von dem Brot mit Amy und kletterte hoch auf die Straße. Es war später als am Tag zuvor. Als er sich auf den Weg machte, war es bereits sonnig und warm. Die Luft erinnerte noch an den Sommer, vielleicht zum letzten Mal, bevor die Kälte des Herbstes kam.

Zu Hause hatte ihm der Herbst immer am besten gefallen. Die Bäume nahmen so schöne Farben an, und die Äpfel leuchteten saftig. Außerdem backte Mama die besten Apfelkuchen. Hier in der Stadt jedoch gab es keine Bäume in flammendem Rot und Gelb. In der Stadt war alles kalt und grau, und nichts lud ein, tief Luft zu holen, zu laufen und zu spielen. Der Herbst hier in der Stadt ließ ihn nur daran denken, dass er keine Mutter mehr hatte, die Apfelkuchen backte, und kein Zuhause, wo er den kalten, nassen Winter verbringen konnte. Und der Winter kam bestimmt.

Heute jedoch war es sonnig, und Jack fühlte sich besser als am Abend zuvor. Vielleicht erkannten ihn die Leute von der Heilsarmee nicht wieder. Vielleicht konnte er über Catherine Booth wirklich Onkel Sedgwick finden. Das erwartete Amy, und sie hatte es ihm sehr deutlich gesagt. »Es ist das Wichtigste«, hatte sie gesagt. »Wir können nicht in dieser Höhle bleiben.« Als Jack einwarf, dass er ihr Brot gebracht hatte, hatte sie erwidert: »Was ist ein Stück Brot, Jack? Wir haben kein Zuhause, und der Winter kommt bald. Du

musst diese Mrs. Booth finden. Tu heute nichts anderes!« Jetzt, da er langsam in die Stadt marschierte, wusste er, dass Amy Recht hatte, aber trotzdem knurrte ihm der Magen.

Doch wo sollte er suchen? Schließlich kam er in die Straße, wo die Kneipe war, deren Besitzer ihn am Tag zuvor bezahlt hatte. Vielleicht wusste der Mann, wo die Heilsarmee war, ... und vielleicht konnte Jack ihm nochmals »helfen«. Nur noch einmal; nur um etwas zum Essen zu bekommen. *Dann* würde er mit Catherine Booth sprechen.

Als er näher kam und vorsichtig durch die Tür blickte, rief ihn der Besitzer: »Junge, komm herein. Steh nicht so in der Tür. Ich will nicht, dass die Leute dich hier herumlungern sehen.«

Als Jack zur Bar ging, bemerkte er drei niedrige Hocker, die direkt davor standen. »Wozu sind die?«, fragte er.

»Für Kinder natürlich. Wo kommst du eigentlich her? Du kannst nicht von hier sein, sonst wüsstest du, was Kinderstühle sind. Außerdem sprichst du einen Dialekt vom Land.«

»Und wenn schon. Warum brauchen Kinder hier Stühle?«, fragte Jack beharrlich.

»Damit die Kleinen an die Bar herankommen und sich etwas zu trinken kaufen können. Warum wohl sonst?«

»Sie meinen, Sie geben Kindern Bier?«

»Ha! Nur, wenn sie nichts Stärkeres vertragen. Es ist gut für das Geschäft, wenn man die Kunden schon in

jungen Jahren hat. Auf diese Weise entwickeln sie einen größeren Durst.« Der Mann wischte mit seinem schmutzigen Lappen über den Tresen, dann sagte er: »Was willst du? Hast du Durst?«

»Nein«, antwortete Jack. »Ich habe mich nur gerade gefragt, ob ... ob Sie noch einmal Hilfe brauchen mit der Heilsarmee.«

»Ach so. Du willst also noch mehr Geld verdienen?«

Jack nickte.

»Also gut. Geh hinüber zur Queen Victoria Street, ungefähr fünf Straßen von hier. Du kannst es nicht verfehlen – es ist ein großes Gebäude mit einem Schild an der Tür. Treib dich dort herum, aber nicht zu nahe. Es sind noch andere Jungen da. Früher oder später wird eine Gruppe dieser Heilsarmeeleute herauskommen. Du folgst ihnen in einiger Entfernung, bis sie irgendwo stehen bleiben. Und dann los. Verstanden? Gestern warst du gar nicht schlecht. Mach weiter so.«

»Aber woher werden Sie wissen, wie oft ich treffe, damit Sie mich bezahlen können?«

»Ich habe einen Beobachter – er heißt Jed. Er wird mir Bericht erstatten. Du kommst später vorbei, und ich bezahle dich dann. Komm auf keinen Fall sofort! Ich will keinen Ärger. Verstanden?«

Jack lief zur Queen Victoria Street, aber es war schon Nachmittag, als er das Gebäude fand. Während er näher trat, überlegte er, ob er lieber Geld verdienen oder aber an die Tür klopfen sollte, um zu fragen, ob Catherine Booth da war. »Vielleicht«, dachte er, »sind sie ja schon losgegangen.«



Die Frage wurde für ihn entschieden, als einer der Jungen ihn bemerkte und ansprach. Jack sollte zu ihnen um die Ecke kommen. »Bist du verrückt, so nah heranzugehen?«

»Ich dachte, sie wären vielleicht schon losgegangen«, sagte Jack.

»Noch nicht, aber du hättest uns beinahe alles vermasselt«, schimpfte der Junge.

»Wenn sie wissen, dass wir auf sie warten, kommen sie überhaupt nicht heraus.«

»Immer mit der Ruhe«, sagte ein älterer Junge. »Er weiß doch gar nichts. Ich bin Jed, Winslows Mann. Schon von mir gehört?«

Jack nickte.

Jed schnaubte verächtlich. »Diese Salutisten, dieses Heilsarmee-pack, gehen jeden Tag los, egal, ob es regnet oder die Sonne scheint, ob wir sie bewerfen oder nicht. Sie glauben, dass Gott ihnen den Auftrag gegeben hat, die Welt zu retten.«

»Die Welt zu retten?«, fragte Jack. »Ich habe geglaubt, sie versuchen nur, den Leuten das Geschäft kaputtzumachen.«

»Ja, sie haben es auf Menschen mit sündigen Geschäften abgesehen«, grinste Jed.

»Was ist das: sündige Geschäfte?«, wollte Jack wissen.

»Kneipen, Menschen, die mit weißen Sklaven handeln, und so«, antwortete Jed. »Mir wäre es schon Recht, wenn sie die Kneipen schließen würden. Mein Alter ist ewig betrunken, und er schlägt mich, wenn er besoffen nach Hause kommt, also fast jeden Abend. Ich wäre froh, wenn das aufhören würde.«

»Wie kommst du dann dazu, für Winslow zu arbeiten?«, fragte einer der Jüngeren.

»Es ist eine Möglichkeit, ein bisschen Geld zu verdienen.« Jed zuckte die Schultern.

Jack fragte weiter: »Aber was sind weiße Sklaven?«

»Du weißt nicht, was weiße Sklaven sind?« Die Jüngeren beugten sich flüsternd zu Jacks Ohr: »Es sind kleine Mädchen, die von diesen Menschen gestohlen werden.«

»Ja«, sagte Jed, »sie entführen sie. Manchmal verkaufen sie die Mädchen an reiche Männer in Frankreich,

Holland oder Deutschland, die ein Hausmädchen haben wollen.«

Jack schnürte es die Kehle zusammen. »Gibt es denn kein Gesetz dagegen? Und außerdem: Wie bringen sie die Mädchen aufs europäische Festland? Sie müssen doch gesehen werden.«

»Gesetz? Es gibt kein Gesetz dafür. Das ist eines der Dinge, wofür die Heilsarmee kämpft – sie versuchen, die Regierung dazu zu bringen, etwas gegen den Sklavenhandel zu tun. Und wie die Mädchen aufs europäische Festland kommen, das ist ganz einfach.« Jed gefiel sich sichtlich in der Rolle des Allwissenden. Er senkte die Stimme. »Sie betäuben sie. Wenn die Mädchen bewusstlos sind, stecken sie sie in Särgen mit Luftlöchern, nageln diese zu und bringen sie auf ein Schiff. Niemand hat jemals verlangt, einen toten Körper zu sehen, und so ahnt niemand, dass in den Särgen lebendige Mädchen sind. Außer ... dass sie nicht immer lebendig sind.«

Der Kloß in Jacks Kehle wurde immer größer. »Was meinst du damit?«, fragte er.

»Manchmal geben sie den Mädchen zu viel von dem Betäubungsmittel, und sie sterben«, sagte Jed nüchtern. »Und manchmal geben sie ihnen nicht genug, und sie wachen unterwegs auf.« Er machte eine bedeutungsvolle Pause. »Was würdest du tun, wenn du aufwachen würdest und feststellst, dass du in einer dunklen, zugenagelten Kiste steckst? Die Mädchen schreien wie verrückt, und manche sterben bei dem Versuch, irgendwie herauszukommen.«

Alle Jungen schwiegen, als sie sich das Fürchterliche ausmalten. Schließlich sagte einer der Jüngeren: »Meine Kusine ist von einem solchen Sklavenhändler entführt worden, und niemand hat je wieder von ihr gehört.«

»Deine Kusine?«, fragte Jack. »Wie alt war sie?«

»Dreizehn, aber sie sah älter aus.«

»Dreizehn oder vierzehn, das ist egal«, schnaubte Jed. »Diese Sklavenhändler nehmen jedes Mädchen in diesem Alter.«

In diesem Augenblick hörten sie das vertraute *bum, bum, bum*. Die Kapelle der Heilsarmee kam.

Die Jungen hielten sich versteckt, bis die Kapelle die Straße entlangmarschierte, dann folgten sie außer Sichtweite. Unterwegs sammelten sie Dinge, mit denen sie die Leute bewerfen wollten. Jed hob einige stinkende alte Knochen auf, die die Hunde nicht gefressen hatten. Die anderen fanden matschige Tomaten in einem Abfallhaufen, die sie in Lumpen sammelten, indem sie die vier Ecken oben verknoteten und eine Art Tasche daraus machten.

Jack hielt Ausschau nach Catherine Booth, aber sie war nicht dabei. Gut. Wenn er sein Geld von Winslow bekommen hatte, konnte er also zurückgehen und nach ihr fragen. Doch Jack dachte scharf nach. Wenn die Heilsarmee gegen diese Sklavenhändler vorging, war es dann nicht besser, ihnen zu helfen, statt gegen sie zu kämpfen? Doch sein knurrender Magen sorgte dafür, dass er mit den anderen Jungen der Kapelle folgte.

Diesmal ging die Heilsarmee zu den Docks, wo die Schiffe be- und entladen wurden. Die Docks waren sehr groß und ragten weit ins Wasser hinein – wie große Finger. Auf einigen standen sogar Lagerhäuser. Andere dagegen hatten nur Rampen, auf denen die Ladung der Schiffe entgegengenommen wurde.

Die Kinder blieben im Hintergrund, während die Heilsarmee sich auf einem der Docks aufstellte, mit dem Rücken zum Lagerhaus. An diesem Dock hatte kein Schiff angelegt. Das nächste Dock war bloß eine Rampe. An der Seite lag ein großes, vollgetakeltes Handelsschiff. Dutzende von Seemännern und Dockarbeitern waren dabei, die Segel zu setzen und das Schiff zum Ablegen vorzubereiten. Zu diesen Männern – über den schmalen Wasserstreifen zwischen den Docks – wollten die Salutisten singen und predigen. Natürlich liefen auch viele andere Menschen die Straße entlang, die sie hören würden. Und an dieser Straße stellten sich die Jungen hinter einige Ballen Baumwolle und warteten auf eine Gelegenheit, die Salutisten zu bewerfen.

Als sich die Armee aufgestellt hatte, nahm einer von ihnen ein Megafon und begann zu sprechen. Es war General Booth selbst. Als die Jungen ihnen gefolgt waren, hatte Jack ihn nicht bemerkt. Doch da stand er. Schnell ließ Jack seinen Blick über die Leute gleiten, um zu sehen, ob auch Catherine Booth dabei wäre, aber er entdeckte sie nicht. Dann begann der General zu sprechen: »Viele fragen sich, warum wir uns *Heilsarmee* nennen. Wir sind eine Armee, denn wir kämpfen. Wir kämpfen um die Seelen von Männern und Frauen, Jungen und Mädchen. Wir kämpf-

fen, damit sie von den Fesseln der Sünde befreit werden und zu Jesus finden. Wir kämpfen, damit sie in das reine und heilige Land gebracht werden.

Hört mir zu, die ihr zur See fahrt und auf diesen Docks arbeitet. Solange Frauen wie jetzt weinen, werde ich kämpfen. Solange kleine Kinder hungern, werde ich kämpfen. Solange Männer ins Gefängnis gehen wie jetzt, werde ich kämpfen. – Ich sehe, dass einige von euch wissen, wovon ich spreche. – Solange ein Betrunkener auf der Straße liegt, solange ein armes verlassenes Mädchen auf der Straße steht, solange eine dunkle Seele ohne das Licht Gottes bleibt, werde ich kämpfen! Ich werde kämpfen bis zum Ende!

Deswegen heißen wir *Heilsarmee*. Doch bevor ich euch von Jesus Christus erzähle und wie er euch von Sünde befreien kann, hört dieses schöne Lied, gesungen von unseren drei Halleluja-Mädchen und begleitet von Charlie Fry und seiner Halleluja-Band.«

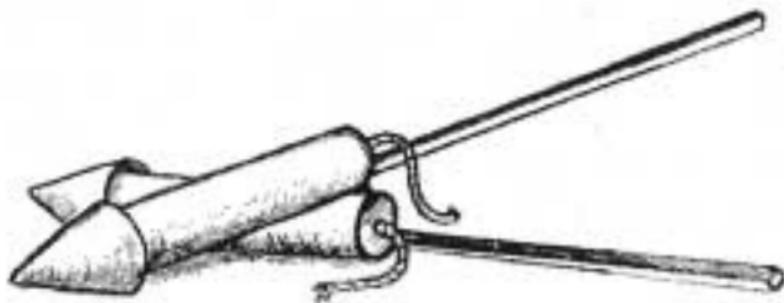
Als die Kapelle losspielte, wurde Jacks Aufmerksamkeit auf einige Seemänner auf der anderen Seite des Docks gelenkt. Einer hielt eine Fackel in der Hand, und ein anderer kippte eine Kiste und bewegte sie mühsam. Der Erste beugte sich hinunter und tat etwas mit der Fackel. Dann stand er auf, warf die Fackel ins Wasser, und die beiden Männer rannten los. Erst jetzt bemerkte Jack, dass einer der Seemänner die »Flussratte« war, die er am Morgen zuvor auf dem Fluss beinahe mit dem Stein getroffen hätte.

Plötzlich stieg eine weiße Wolke aus der Kiste auf, und mit einem lauten *Ssst* flog etwas über das Wasser und landete mitten unter den Salutisten. Bevor sie

zurückspringen konnten, flogen weitere Raketen. Es waren Leuchtraketen, die genau auf die Halleluja-Mädchen gerichtet waren. Jack beobachtete, dass zwei der Frauen direkt getroffen wurden, während andere noch ausweichen konnten. Kurz darauf war überall dicker Rauch. Das Letzte, was Jack sah, war, wie die beiden getroffenen Frauen versuchten, ihre brennenden Kleider auszuziehen.

Alle Menschen auf der Straße begannen zu rennen. Jack und die anderen Jungen rannten mit. Sie liefen in alle Richtungen auseinander, und Jack war schließlich allein. Als er völlig außer Atem war und nicht mehr rennen konnte, ging er langsam weiter. Er wollte zurück zur Höhle. Warum taten die Seemänner so etwas? Gestern hatten er und die anderen Jungen Abfall geworfen. Alles wurde schmutzig, und vielleicht hatte auch jemand blaue Flecken davongetragen, aber diese Raketen hätten die Menschen töten können. Was war hier los?

Als Jack zum Fluss zurückging, war er niedergeschlagen. Der Nachmittag würde bald vorüber sein, und noch immer hatte er nicht mit Catherine Booth gesprochen. Und heute hatte er nicht einmal Geld, um Amy etwas zu essen bringen zu können. Als er



darüber nachdachte, bekam er plötzlich Angst. Wie konnte er Amy erklären, was passiert war?

Er rief sie nicht, als er um den Pfeiler herumkletterte, doch selbst wenn er es getan hätte, hätte es nichts genützt. Sie war nicht da. Alles, was von ihr übrig geblieben war, war ihr grüner Umhang und eine merkwürdige tiefe Spur im Sand.

Entführt?

Amy! Amy!«, rief Jack. Sie musste irgendwo in der Nähe sein. Keine Antwort. Er trat mit dem Fuß nach dem Abfallhaufen. Eigentlich wusste er nicht, wonach er suchte ... vielleicht hatte sie eine Nachricht hinterlassen.

Nichts.

Jack hob Amys Schal auf. Und nun? Vielleicht hatte sie keine Lust mehr gehabt, in der Höhle zu bleiben, und war auf die Straße hochgeklettert. Sollte er nach ihr suchen oder einfach warten? Unsicher stand er am Eingang der Höhle, er blickte wieder auf die tiefe Spur im Sand beim Wasser. Er untersuchte sie genauer. Sie war ungefähr einen Meter lang und kam direkt aus dem Fluss; ja, Jack konnte sogar an der Stelle, wo das Wasser nur einige Zentimeter tief war, sehen, dass die Rille bis in den Fluss hineinreichte. Etwas musste aus dem Wasser gezogen worden sein, etwas Schweres wie ein Boot.

Natürlich, das war es! Jemand hatte sein Boot in der Höhle an Land gezogen. Bei genauerem Hinsehen bemerkte Jack auch große, tiefe Schuhabdrücke im Sand. Direkt am Wasser, wo der Sand feucht und fest war, erkannte Jack Amys Fußabdrücke in einer der Spuren.

Es war klar: Ein Boot hatte angehalten, und Amy war mitgefahren. Doch wer war in dem Boot, und wo konnten sie hingefahren sein? Jack sah über den Fluss in die späte Nachmittagssonne. Es waren noch meh-

rere Boote unterwegs, aber keines war klein genug, als dass man es in die Höhle hätte ziehen können.

»Amy! Amy!«, schrie Jack aus vollem Hals über den Fluss. Seine Stimme klang hohl in der Höhle unter der Steinbrücke. Doch seine Schwester antwortete nicht.

»Amy, Amy, Amy«, murmelte Jack, während er in der Höhle umherlief und den Sand mit den Füßen beiseite schob. »Lass mich nicht allein. Papa ist tot, und Mama ist weg ...« Er mochte noch immer nicht laut aussprechen, dass auch seine Mutter tot war. Ärgerlich stieß er mit dem Fuß in die verkohlten Stöcke in ihrer Feuerstelle. »Und jetzt bist du auch weg! Wie sollen wir jemals Onkel Sedgwick finden?«

Da entdeckte Jack, dass der Wassereimer umgefallen war. Er fasste den Sand um die Stelle an. Nass. »Eigenartig«, dachte Jack. »Amy würde doch nicht unser Trinkwasser ausleeren.« Doch jemand hatte es getan, und es war noch nicht sehr lange her, denn der Sand war mehr als nur feucht. Er war sogar sehr nass, als ob jemand das Wasser erst zehn oder fünfzehn Minuten zuvor ausgegossen hatte. Einer von Amys Fußabdrücken war genau mitten in dieser nassen Stelle. Aber er war verwischt, so als ob man ihren Fuß weggezogen hatte.

Jack fiel plötzlich etwas Schreckliches ein. Amy war nicht gegangen, um etwas zu erledigen, sie war auch nicht freiwillig in das Boot gestiegen. Sie hatte gekämpft. Sie hatte sich gewehrt und war gegen ihren Willen mitgenommen worden.

Amy war entführt worden!

Deswegen war der Wassereimer umgekippt; deswegen lag ihr Schal da; deswegen all die Fußspuren. Jemand hatte sie gepackt und in das Boot gezogen. Sie war entführt worden. Daran bestand kein Zweifel.

Als Jack begriffen hatte, was passiert war, war er sich fast sicher, wer es getan hatte. Es waren die beiden Männer gewesen, die Raketen auf die Salutisten abgefeuert hatten, die Männer, die Jack beinahe getroffen hatte, als er Steine nach den Flussratten warf. Ja, sie waren die Einzigen, die wussten, dass jemand in der Höhle wohnte. Und sie hatten Zeit. Wenn sie auf dem Fluss gekommen waren, statt wie Jack einmal quer durch London zu rennen, konnten sie leicht ankommen und wieder fortfahren, bevor Jack die Höhle betrat. Aber warum? Warum sollten sie Amy entführen wollen?

Da erinnerte sich Jack. – Sie waren wütend auf Jack gewesen, weil er Steine geworfen hatte, und sie hatten ihm gedroht, falls er es noch einmal machte. Doch sie hatten noch etwas gesagt – nicht zu ihm, sondern über ... worüber? Jack dachte scharf nach. Sie hatten etwas über Amy gesagt. Der Mann am Ruder hatte gesagt: »He, Rodney, es ist ein Mädchen.« Und der andere, der große, kräftige Mann, der aufgestanden war, als er Jack anschrie, hatte geantwortet: »Ja, und noch dazu im richtigen Alter.«

»Im richtigen Alter wofür?«, fragte sich Jack laut, und in diesem Moment lief ihm ein kalter Schauer den Rücken herunter. Diese Männer waren Sklavenhändler. Und sie hatten Amy mitgenommen.

Jack kämpfte gegen die panische Angst, die ihn zu packen drohte. Er hangelte sich um den Pfeiler und

war gleich darauf über die Mauer geklettert und auf der Straße. Wohin sollte er gehen? Wen konnte er fragen? Wie sollte er sie finden? Er rannte am Fluss entlang und sah in alle Boote, die friedlich dahinfuhren. Amy musste in einem von ihnen sein. Und wenn er in die falsche Richtung lief? Während er atemlos stromaufwärts lief, konnten die Entführer genauso gut, so schnell sie konnten, den Fluss hinabrudern mit Amy, die vielleicht gefesselt unter einer alten Decke auf dem Boden lag, damit niemand sie sehen konnte. Jacks Gedanken überschlugen sich, als er sich vorzustellen versuchte, was ihr passiert sein konnte. Würde sie in einen Sarg gesperrt und in den dunklen, feuchten Laderaum eines Schiffes geworfen werden? Würde sie sterben, weil man ihr zu viel Betäubungsmittel gegeben hatte?

Oder würde sie aufwachen und wie verrückt nach einem Weg nach draußen kratzen? Würde sie an jemanden verkauft werden, der sie schlagen würde? Dann holte er tief Luft – ob die Person, die Amy kaufte, sie schlug oder nicht, spielte eigentlich keine Rolle. Das Schlimmste war, dass Amy nicht frei war. Vielleicht sah er sie nie wieder.

Jack rannte so schnell er konnte. Er wich den Händlern aus, die mit ihren Karren vom Markt kamen. Er stieß andere Kinder beiseite. Er stolperte über den Eimer eines Anglers, der mit seiner Angelrute am Ufer stand.

Doch Amy sah er nicht. Er sah nicht einmal ein Boot, das so aussah wie das der beiden Seemänner.

Schließlich fiel Jack auf der gepflasterten Straße hin, erschöpft und laut schluchzend, nach Atem ringend.

Es war zwecklos. Auf diese Weise konnte er seine Schwester nie finden. Er konnte tagelang die Themse auf und ab rennen und ganz London durchqueren, ohne sie je zu Gesicht zu bekommen. Inzwischen mochte sie schon auf einem Schiff weggefahren sein ... er wollte nicht darüber nachdenken.

Langsam richtete er sich auf und lief zurück zur Höhle. Vielleicht hatte er ja Unrecht. Vielleicht hatte er sich alles nur eingebildet. Ja, so musste es sein. Amy war nicht entführt worden. Sie war nur losgegangen,



um frische Luft zu schnappen, und würde zurück sein, wenn er zur Höhle kam. Er sollte sich beruhigen und sich nicht gleich das Schlimmste vorstellen.

Er holte tief Luft und dachte an die Salutisten. Wenn es einen solchen Gott gab, wie sie ihn beschrieben, würde er nicht zulassen, dass etwas so Schlimmes mit seiner Schwester geschah. Schließlich hatte sie nie etwas Schlechtes getan. Sie hatte nicht einmal die Salutisten beworfen.

Plötzlich durchfuhr ihn ein anderer Gedanke. Und wenn Gott sie bestrafte, weil er so schlechte Dinge getan hatte? »O Gott«, hörte er sich sagen, »bitte nicht. Lass sie nicht entführt sein. Ich werde auch nie wieder Dreck auf die Heilsarmee werfen, und ich werde auch keine Äpfel oder andere Dinge mehr stehlen.«

Doch er fand die Höhle so vor, wie er sie verlassen hatte. Amy war nicht da.

Die Teufelsmeile

Als Jack wieder auf der Straße stand, kam gerade der Nachtwächter vorbei, doch Jack achtete nicht darauf. Wenn er Amy nicht fand, würde er kein Feuer brauchen.

Was sollte er tun? Irgendwie musste er Hilfe holen. Er dachte daran, einen Polizisten zu suchen, aber dann erinnerte er sich daran, was Jed gesagt hatte: Es gab kein Gesetz. Die Polizei konnte gegen den Sklavenhandel mit Mädchen nicht vorgehen. Die Heilsarmee kämpfte für ein solches Gesetz, doch im Augenblick konnte die Polizei wenig tun. Außerdem: Würde ein Polizist ihm glauben?

Nein, die Polizei würde sicher nicht die Stadt nach seiner Schwester absuchen – auf sein bloßes Wort hin. Es war ja nur das Wort eines Jungen, der kein Zuhause und keine Eltern hatte. Wenn er doch nur herausfinden könnte, wo sie Amy gefangen hielten ... vielleicht würde ihm dann jemand glauben und ihm helfen.

Aber dann kam ihm eine Idee. Vielleicht wusste Winslow, der Kneipenbesitzer, etwas über den Sklavenhandel.

Es war nicht viel, was Jack da einfiel, aber immerhin etwas. Jack lief los durch die dunkler werdenden Straßen Londons.

Als Jack bei der Kneipe ankam, war Winslow gerade mit einigen Gästen beschäftigt. Der Raum war voll von laut sprechenden Arbeitern, die wahrscheinlich

eher zu Hause bei ihren Familien hätten sein sollen. Eine Frau spielte Klavier, während einige Männer um sie herum Lieder sangen. Die hellen Flammen im Kamin strahlten in den Kupfertöpfen auf, die von der Wand herabhingen. Kerzen waren in den Fenstern und im Raum zur Beleuchtung aufgestellt.

Jack ging zur Bar und hoffte, dass Winslow ihn bemerken würde. Als der Besitzer ihn sah, blickte er ihn finster an und füllte weiter Bier in die Krüge. Als er schließlich an Jack vorbeilief, war er sichtlich verwirrt. »Was willst du? Sag nicht, dass ich dir Geld schulde. Ich habe gehört, was heute unten an den Docks passiert ist, und Jungen, die weglaufen, bezahle ich nicht.«

»Deswegen bin ich nicht hier«, sagte Jack eingeschüchtert. »Ich wollte bloß fragen, ob Sie einen großen Seemann mit dem Namen Rodney kennen.«

»Vielleicht; vielleicht auch nicht. Rodney ist ein häufiger Name. Warum?«

»Er hat meine Schwester entführt, und ich muss sie finden«, meinte Jack eindringlich.

Winslows Blick wurde finsterer. »Hör zu, Junge. Ich habe nichts mit entführten Mädchen zu tun. Nicht in der Vergangenheit und auch nicht in Zukunft. Ich führe ganz legal ein Lokal.«

»Ja, aber Rodney und Sie, Sie mögen beide die Heilsarmee nicht.«

»Woher weißt du das?«

»Weil es Rodney und ein anderer Mann waren, die die Raketen auf die Heilsarmee abgefeuert haben. Ich habe es gesehen«, sagte Jack.

»Na und?«, fragte Winslow. »Rodney hat seine Gründe, warum er die Heilsarmee nicht mag, und ich habe meine. Das heißt noch nicht, dass wir zusammenarbeiten.«

»Aber Sie kennen ihn?«

»Ich weiß, wer er ist, mehr nicht«, sagte der Lokalbesitzer, als er wieder hinter die Theke ging, um einen neuen Gast zu bedienen.

Als er zurückkam, fragte Jack beharrlich weiter: »Ich will doch nur wissen, wo meine Schwester ist. Wissen Sie, wo Rodney sein könnte?«

»Ich weiß gar nichts. Verstanden? Ich will nicht, dass jemand denkt, ich mache mit Rodney gemeinsame Sache. Er macht krumme Geschäfte.« Winslow drehte sich weg, um einen Krug Bier für einen Gast zu zapfen. Wenige Minuten später kam er wieder zu Jack. »Deine Schwester hat er, sagst du? Hm. Wenn ich recht überlege, habe ich Rodney zuletzt mit Jary Jeffries gesehen. Sie hat mindestens ein Dutzend Bordelle. Vier sind in der Church Street in Chelsea, ein anderes in der Gray's Inn Road. Aber ich habe gehört, dass Rodney in dem in der Teufelsmeile herumhängt. Vielleicht versuchst du es dort wegen deiner Schwester.«

»Wo ist die Teufelsmeile?«, fragte Jack.

»Die Straße heißt nicht wirklich so. So wird sie nur genannt ... wie heißt die Straße noch gleich? He, Peter«, rief Winslow quer durch den Raum einem Gast zu. »Wie heißt die Teufelsmeile richtig?«

»Du meinst Islington?«

»Ja, genau. Islington High Street.«

»Aber wo ist sie?«, fragte Jack.

»Dickkopf! Du machst mich noch verrückt.« Er starrte Jack einen Augenblick an. Dann sagte er: »Nun gut. Pass auf. Du gehst die Aldersgate Street hinauf, sie trifft auf die Goswell Street. Sobald du die Pentonville Road kreuzt, bist du fast da. Ungefähr eineinhalb Meilen von hier. Du kannst es nicht verfehlen. Und jetzt raus. Los, geh!«

Jack merkte bald, dass man die Straße nur zu leicht verfehlen konnte, besonders bei Nacht. Als er sie jedoch gefunden hatte, war er sicher, dass es die Teufelsmeile war. Hinter jeder Tür schien eine Kneipe zu sein, die selbst so spät am Abend offen und laut war. Viele Menschen liefen auf der Straße umher, einige gut angezogen wie Geschäftsleute, andere schmutzig und betrunken. Jack musste sogar über drei Männer steigen, die auf dem Bürgersteig schliefen; vielleicht waren sie auch bewusstlos.

Wie sollte er hier Amy finden? Wahrscheinlich war sie nicht in einer der Kneipen, sonst hätte sie ja herauslaufen können. Winslow hatte ein Haus erwähnt, wo viele Frauen waren. Aber welches war es? In dieser Straße gab es viele Häuser ... auch zwischen den Kneipen. Jack marschierte die Straße entlang, sah durch die Tür eines jeden Lokals und in jedes Haus in der Hoffnung, einen Hinweis zu finden.

Dann, auf der gegenüberliegenden Seite der Straße, hörte Jack plötzlich eine bekannte Stimme. Ein großer Mann kam aus einer Kneipe und rief jemandem drinnen laut zu: »Keine Angst. Ich liefere meine Ware immer.« Es war Rodney. Er wollte über die Straße gehen – genau auf Jack zu! Wenn Rodney ihn

jetzt noch nicht gesehen hatte, würde er ihn bald entdecken. Es gab keine Möglichkeit, sich zu verstecken. Da kam eine Pferdekutsche in schneller Fahrt heran. Es war eine Kutsche mit vier Rädern und zwei kleinen Laternen, die hell leuchteten.

Die Kutsche fuhr haarscharf an Rodney vorbei und hätte ihn beinahe überfahren. Rodney sprang schnell zur Seite und schrie den Kutscher an. Der wich auf Jacks Seite aus und versuchte, die Pferde zu bremsen. Er schrie zurück: »Pass auf, bevor du über die Straße stolperst, du Fettsack, sonst fettest du mir am Ende noch die Räder.«

Das war Jacks Chance. Als die Kutsche weiterfuhr, sprang er auf das rückwärtige Trittbrett, wo manchmal ein Page stand. Er hielt sich mit aller Kraft fest und kauerte sich zusammen, während die Kutsche ihn von Rodney wegbrachte. Als er zurückblickte, sah er, dass Rodney die Straße überquert hatte und das Haus betrat, vor dem Jack gestanden hatte.

»Dort muss Amy versteckt sein«, dachte Jack.

Er sprang ab und rannte im Zickzack zwischen nächtlichen Spaziergängern und Betrunkenen zurück, bis er zu dem Haus kam, in dem Rodney verschwunden war.

Wie sollte er herausbekommen, ob seine Schwester wirklich dort war? Gedämpftes Licht drang aus den mit schweren roten Vorhängen zugezogenen Fenstern. Klaviermusik tönte sanft durch die Nachtluft. Von Zeit zu Zeit konnte Jack ein Lachen im Haus hören.

Schließlich hielt er es nicht mehr aus. Er musste etwas tun. Er lief die Stufen hinauf und klopfte. So-

fort öffnete sich die Tür, und ein hagerer kleiner Mann beugte sich hinaus. »Was willst du?«

»Ich suche meine Schwester Amy«, sagte Jack. »Ist sie hier? «

Der Mann grinste spöttisch. »Ich kenne dich nicht, wie soll ich dann wissen, wer deine Schwester ist. Weg mit dir jetzt.« Er wollte die Tür schließen.

»Warten Sie«, sagte Jack. »Vielleicht haben Sie sie gesehen. Sie ist ein bisschen größer als ich und hat langes rotes Haar. Es ist lockig und sehr hübsch. Haben Sie sie gesehen? Sie ist von einem Mann namens Rodney entführt worden. Er ist gerade hineingegangen.«

Bei Rodneys Namen schlug der Mann die Tür zu, bevor Jack mehr sagen konnte.

Jack stand auf den Stufen und fragte sich, was er jetzt tun sollte, als er eine andere Pferdekutsche herankommen sah. Die Kutsche hielt an, und ein gut gekleideter Mann öffnete die Tür und stieg aus. Er ging auf das Haus zu. Jack sprach ihn verzweifelt an: »Entschuldigen Sie. Meine Schwester ist entführt worden, und ich glaube, sie wird in diesem Haus festgehalten von schlechten Menschen.«



Der Mann sah ihn an wie einen Geist. Mit weit geöffneten Augen starrte er Jack einen Augenblick lang an, dann hob er drohend seinen Stock. »Du hast mich hier nicht gesehen«, befahl er. Darauf drehte er sich um und rannte hinter der Kutsche her, die gerade angefahren war. Der Kutscher wurde auf ihn aufmerksam und hielt an. Ohne sich noch einmal umzusehen, fuhr der Mann davon.

Jack erkannte, dass er nicht auf Hilfe von jemandem auf der Straße hoffen konnte, wenn er seine Schwester befreien wollte. Er musste eine andere Möglichkeit finden.

Die meisten Häuser in der Teufelsmeile waren aneinander gebaut, dazwischen war kein Platz. Drei Häuser weiter jedoch fand Jack einen schmalen Durchgang zwischen zwei Gebäuden, und so konnte er in die Gasse hinter den Häusern gelangen. Der Durchgang war so schmal, dass nicht einmal ein Karren durchgepasst hätte. Jack ging die Straße hinter den Häusern hinauf und zählte drei Häuser ab bis zu dem Gebäude, von dem er glaubte, dass Amy dort versteckt gehalten wurde. Vielleicht gab es ja einen Hintereingang.

Das einzige Licht war der fahle Halbmond, der am wolkenverhangenen Himmel schien. Wäsche hing wie tanzende Geister auf den Wäscheleinen, die über die Gasse gespannt waren. Er rüttelte an der Tür und stellte enttäuscht fest, dass sie abgeschlossen war. Die Tür führte eigentlich in einen Anbau, einen flachen Schuppen, der an der Hinterseite des Hauses stand. Über dem Dach des Schuppens waren zwei Fenster direkt am Haus. Beide waren mit Fenster-

läden verschlossen.
Durch die Ritzen
der Fensterläden
konnte Jack je-
doch gedämpftes
Licht erkennen.

Konnte
Amy dort
sein?

Ein Stück
weiter
unten in
der Gasse
fand er
einige
alte
Kis-
ten.



Er brachte sie zum Schuppen und stapelte sie dort. Dann kletterte er hinauf. Es war gerade hoch genug, um sich auf das Dach hochziehen zu können. Von dort kroch er zu dem beleuchteten Fenster. Leise klopfte er an den Fensterladen – keine Antwort. Er klopfte wieder und rief leise: »Amy! Amy! Bist du da drin?«

Es war so still, dass Jack sich sicher war, dass jeder in der Nachbarschaft ihn hören konnte. Aber noch immer keine Antwort.

Jack wartete einen Augenblick und suchte sich einen festen Halt, damit er nicht vom Dach herunterfiel. Schließlich versuchte er es noch einmal. Was nützte es schon, wenn er vorsichtig war, um sich nicht erwischen zu lassen, aber Amy deshalb nicht fand? – Er schlug also mit Fäusten an den Fensterladen und rief aus vollem Hals. Der Fensterladen flog auf und warf Jack vom Schuppendach.

Er fiel auf den Boden, und ein Mann lehnte sich hinaus und schnauzte: »Was willst du hier? Hau ab, oder ich prügele dich windelweich!«

Der Fensterladen wurde wieder geschlossen. Jack rappelte sich auf und rannte los, als er eine andere Stimme hörte. Eine Mädchenstimme drang aus dem dunklen Fenster, an dem die Fensterläden nach wie vor geschlossen waren. »Jack! Jack! Bist du es?«

Es war Amy!

»Amy!«, rief Jack erleichtert. »Ich bin gekommen, um dich zu holen. Lass uns von hier weglaufen.«

»Ich kann nicht. Ich bin in diesem kleinen Zimmer eingeschlossen.«

»Ist alles in Ordnung? Haben sie dir wehgetan?«

»Nein. Noch hat mir keiner etwas getan.« Dann hörte Jack, dass sie weinte. »Aber, Jack«, schluchzte Amy, »du musst mich hier herausholen. Ich habe Angst. Hier ist es schrecklich, und ich glaube, morgen wollen sie mich wegbringen.«

In diesem Moment rannte jemand durch den schmalen Durchgang in die Gasse. In der Dunkelheit sah Jack nur, dass es ein großer Mann war, der direkt auf ihn zulief.

Nächtlicher Angriff

Jack sah den Mann, der durch die Gasse auf ihn zu lief, nur einen kurzen Augenblick, aber er war sich sicher, dass es Rodney war. Jack lief in die andere Richtung, ohne zu wissen, ob er dort wieder aus der Gasse herauskam. Er stolperte über Abfallhaufen und fiel zwei- oder dreimal hin, bis er sich schließlich in einer anderen Straße befand. Eine hell erleuchtete Straßenlaterne gab ihm wieder Hoffnung. Er rannte schneller, und nachdem er einige Straßen passiert hatte, war er überzeugt, dass er nicht länger verfolgt wurde. Er lief jetzt langsamer, blieb jedoch weiter im Schatten der Häuser, wo er nicht gesehen wurde, doch sein Herz raste noch eine ganze Weile.

Er hatte Amy gefunden. Wie gut! Doch damit wurden seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Wenn er sie dort nicht herausholen konnte, würde sie bald auf einem Schiff weggebracht, und er würde sie wahrscheinlich nie wieder sehen.

Er musste Hilfe holen! Aber wer konnte ihm helfen? Wer würde ihm glauben? Wen würde es überhaupt kümmern? Und was konnten ein oder zwei Menschen tun? Was er brauchte, war mindestens eine Armee, die das Haus stürmte und seine Schwester rettete ...

Jack blieb abrupt stehen. Das war es – eine Armee! Was hatte General Booth unten an den Docks gesagt? »Solange ein armes verlassenes Mädchen auf der Straße steht, werde ich kämpfen. Ich werde kämpfen

bis zum Ende!« Jack brauchte die *Heilsarmee*, vielleicht würde sie ihm helfen, seine Schwester zu befreien.

Es war fast Mitternacht, als Jack das Hauptquartier der Heilsarmee in der Queen Victoria Street wieder fand. Nachts sah alles so anders aus, er erkannte es beinahe nicht wieder.

Drinnen brannte kein Licht. Doch Jack war fest entschlossen. Er klopfte wie wild an die Tür, bis ein junger Mann im Nachthemd öffnete. Er sah sehr müde und verschlafen aus. Im Zimmer hinter ihm flackerte schwach eine Kerze.

»Ich muss General Booth sprechen«, erklärte Jack.

»Er ist im Augenblick nicht zu sprechen«, sagte der Mann.

»Er versucht zu schlafen. Wenn du etwas zu essen brauchst, mein Junge,



komm morgen früh wieder. Dann bekommst du von uns ein Frühstück.«

»Darum geht es nicht! Ich muss mit dem General sprechen.«

»Tut mir Leid. Er darf nicht gestört werden. Er ist sehr müde.«

Jack war den Tränen nah. »Aber er hat gesagt, er würde kämpfen! Und er muss jetzt für meine Schwester kämpfen. Morgen ist es zu spät!«

Der junge Mann öffnete die Tür ein wenig weiter. »Was meinst du damit, er muss für deine Schwester kämpfen?«

»Sie ist entführt worden«, sagte Jack und schluckte die aufsteigenden Tränen hinunter. »Rodney hat sie mitgenommen – dieser, dieser Seemann unten an den Docks, der die Leuchtraketen auf euch geschossen hat! Jetzt ist sie in einem Haus eingeschlossen in der Teufelsmeile. Morgen wollen sie sie auf einem Schiff wegbringen.«

Der junge Mann zog Jack ins Haus. »Ich verstehe. Das ist etwas anderes. Komm herein, Junge.« Er führte Jack durch einen Flur in eine große Küche, wo er eine Lampe anzündete und auf einen kleinen Tisch stellte. »Warte hier«, sagte er. »Wenn du etwas essen willst, nimm dir von dem Gebäck dort im Schrank.«

Jack hätte nie gedacht, dass Kekse so gut schmecken konnten. In seiner Angst um Amy hatte er völlig vergessen, dass er den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte. Er leckte gerade seine Finger ab, als der Gene-

ral die Küche betrat. Sein stahlgraues Haar stand fast senkrecht in die Luft, und sein zugeknöpftes Hemd war zerknittert.

»Was ist das mit deiner Schwester, die entführt wurde?«, dröhnte er. Seine Augen verhießen nichts Gutes.

Jack erzählte es ihm, und der General fragte immer wieder dazwischen, wobei seine Stimme zunehmend freundlicher wurde. Bald kam die ganze Geschichte heraus ... einschließlich dessen, dass Jack die Heilsarmee beworfen hatte, um ein bisschen Geld für ein Brot zu verdienen, und dass er und Amy in einer Höhle unter einer Brücke gelebt hatten, seit ihre Mutter tot war.

»Das ist ja furchtbar«, donnerte der General. Er lief in der Küche auf und ab, wobei er sich am Bart zog. Dann bat er Jack, noch einmal ganz genau zu beschreiben, wo Amy gefangen gehalten wurde. Nachdem er noch einige Fragen zu dem Schuppen gestellt hatte, auf den Jack geklettert war, meinte er: »Hm. Wenn sie sie nicht in ein anderes Zimmer gebracht haben, besteht die Möglichkeit, dass wir mit einer Stange hinaufklettern und die Fensterläden aufbrechen. So könnten wir sie herausgeholt haben, bevor jemand etwas merkt. Aber, Junge, ich muss wissen, ob du mir die Wahrheit gesagt hast und nichts weggelassen hast. Wenn wir nämlich einen Fehler machen, können wir großen Ärger bekommen, weil wir in ein Haus eingebrochen haben. Bist du ganz sicher, dass deine Schwester gegen ihren Willen dort festgehalten wird?«

»Ja!«, sagte Jack. »Sie hat mit mir durch die Fensterläden gesprochen, und sie sagte: »Du musst mich hier herausholen, und ich weiß, dass es Amy war.«

»Gut«, sagte der General. »Philip«, wandte er sich an den jungen Mann im Nachthemd, »hol ein paar andere Offiziere, und lasst uns losgehen.«

Als Jack und die vier Männer der Heilsarmee zur Teufelsmeile kamen, fuhr gerade eine Kutsche vor dem Haus weg. »Ist es dieses Haus?«, fragte der General leise.

»Ja, das ist es«, sagte Jack, »und um zur Rückseite zu kommen, müssen wir durch den schmalen Durchgang zwischen den beiden Häusern dort gehen. Ich zeige es Ihnen.«

»Noch nicht«, meinte der General. »Zuerst bitten wir Gott um Hilfe.«

Sie bildeten einen kleinen Kreis im Schatten der gegenüberliegenden Häuser ein Stückchen von ihrem Ziel entfernt, und der General sprach leise mit ruhiger Stimme: »Herr, du kennst die großen Sünden, die diese Stadt plagen, und das schreckliche Leid, das viele Menschen dadurch haben. Wir bitten dich jetzt um deine Hilfe und um deinen Schutz, wenn wir hier ein Kind befreien. Schenke uns Erfolg und beschütze sie. Amen.« Der General richtete sich auf.

»So, mein Junge. Und jetzt führe uns.«

Als Jack und die Männer zum Schuppen hinter dem Haus kamen, standen die Kisten, die er aufgestapelt hatte, noch da. Das gab ihm die Hoffnung, dass Rodney und seine Bande Amy nicht weggebracht hatten.

Die Kisten waren jedoch nicht stabil genug, um große Männer zu tragen, deshalb halfen sie dem jungen Philip nach oben. Vom Schuppendach aus zog Philip einen der anderen Männer hinauf.

»Hör zu, Jack«, flüsterte der General. »Wenn wir deine Schwester herausholen können, uns aber jemand dabei erwischt, nimmst du sie und rennst mit ihr zum Hauptquartier. Wir werden versuchen, sie abzulenken, damit ihr Zeit gewinnt. Meinst du, du findest das Hauptquartier wieder?«

»Ich glaube schon«, sagte Jack und versuchte, das Zittern vor Kälte zu unterdrücken.

In diesem Moment blickte Jack nach oben und sah, wie die beiden Heilsarmeeoffiziere sich daranmachten, die Läden des einen Fensters mit der Eisenstange, die sie mitgebracht hatten, aufzubrechen. »Nein!«, flüsterte Jack verzweifelt. »Nicht das Fenster. Das andere ist es.« Beinahe wäre es zu spät gewesen.

Wie Katzen kletterten die beiden Männer über das Schuppendach zum anderen Fenster. Sie sahen zu Jack hinunter.

»Ja, das ist es«, flüsterte er.

Die Männer steckten die Stange zwischen die beiden Fensterläden und drückten sie zum Fenster hin. Ein Knacken war zu hören, aber nichts passierte. Dann versuchten sie es noch einmal. Diesmal ein lautes Schnappen und ein splitterndes Geräusch, als die Flügel des Ladens sich öffneten. Die beiden Männer hielten sich an den Flügeln fest, um nicht das Gleichgewicht auf dem schrägen Dach zu verlieren.

Von innen hörte man einen Schrei.

»Amy!«, rief Jack. »Amy, mach das Fenster auf.«

Amy hatte nur vor Angst geschrien, als sie mitten in der Nacht aufwachte und dunkle Schatten am Fenster sah. Jetzt konnte Jack sie sehen, wie sie am Fenster eifrig herumhantierte, um es zu öffnen. Doch als der Riegel endlich aufging und Amy das Fenster öffnete, erschien ein Licht in ihrem Zimmer.

»He, was tust du da?«, ertönte eine ärgerliche Frauenstimme. »Rein mit dir! Du kannst nicht weg.«

Amy kletterte aus dem Fenster, doch die Frau erwischte noch ihre Hand und versuchte, sie ins Zimmer zurückzuziehen. »Helft ihr!«, schrie Jack den beiden Männern auf dem Dach zu.

Sie griffen Amy bei den Armen, während die Frau ein Bein festhielt, doch wie ein Tauziehen war es nicht. Mit einem kleinen Ruck hatten die Männer Amy befreit, und nun stand sie auf dem Dach und hielt sich an ihren Rettern fest. Die Frau drinnen schrie um Hilfe, während die Männer Amy zum General und zum anderen Mann hinabließen.

Sobald Amy mit beiden Füßen auf dem Boden stand, sagte der General zu Jack: »Wartet nicht. Lauft schon los. Wir treffen euch später.«

Jack und Amy liefen so schnell sie konnten. Erst drei Straßen später wagte Jack überhaupt, sich umzusehen. Niemand folgte ihnen. »Lass uns langsamer laufen«, keuchte er. »Wir haben noch ein langes Stück vor uns.« Doch Amy rannte weiter, ihre Arme schwangen wie die Flügel einer Windmühle, und ihr Haar flog nach hinten.

Als Jack sie wieder eingeholt hatte, bemerkte er im fahlen Licht einer Straßenlaterne, dass ihr Tränen über die Wangen liefen.

»Amy, was ist los?« Er legte seine Hand auf ihre Schulter, damit sie langsamer lief. Sie riss sich los,



rannte jedoch nicht mehr so schnell. Plötzlich begann sie heftig zu schluchzen und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

»Amy, was ist denn? Bist du verletzt?« Jack streichelte sie schüchtern, während er versuchte, normal zu atmen.

Heftig schüttelte sie den Kopf. »Nein«, schluchzte sie. »Ich bin bloß so froh, dass wir wieder zusammen sind.« Sie hielt an und schlang die Arme um ihn. Jack sah sich um, doch er sah niemanden in der Straße. Er umarmte seine Schwester und drückte sie fest an sich. Dann gingen sie weiter zum Hauptquartier der Heilsarmee.

Eine Stunde später waren alle wieder versammelt und wurden in der Küche des Hauptquartiers von niemand anderem als Catherine Booth mit heißem Tee versorgt. Als die Männer ihre Geschichte erzählten und Catherine Booth mitfühlend vor sich hin murmelte, sahen Jack und Amy sich an. Endlich konnten sie die Frau mit den lächelnden Augen nach Onkel Sedgwick, dem Schneider, fragen.

Nach Amerika

Nachdem die Geschichte erzählt und die zweite Tasse Tee ausgeschenkt war, sagte Amy plötzlich frei heraus: »Mrs. Booth, als wir einmal unseren Onkel suchten, fragten wir einen anderen Schneider nach ihm. Er sagte, dass Sie eine Zeit lang mit unserem Onkel zusammengearbeitet haben. Er heißt Sedgwick Masters. Erinnern Sie sich an ihn?«



Catherine Booth runzelte die Stirn. »Nun, es ist fast zwei Jahre her, seit ich das letzte Mal bei einem Schneider etwas in Auftrag gegeben habe. Wir nähen unsere Uniformen selbst. Damit bringen wir den Neuen auch etwas Nützliches bei.«

»Aber früher«, sagte Jack, »gingen Sie zu einem Schneider in der ... ach, mir fällt der Straßename nicht ein. Na ja, er war ein älterer Mann, und er sagte, dass Sie regelmäßiger Kunde bei ihm waren, bis Sie zu unserem Onkel, Sedgwick Masters, gewechselt sind. Erinnern Sie sich jetzt?«

»Ach ja, der Schneider Sedgwick Masters. Jetzt erinnere ich mich. Ich war nur wenige Monate bei ihm. Es war sogar er, der mir vorschlug, die Uniformen selbst zu nähen.«

»Aber wo ist er jetzt?«, fragte Amy. »Wissen Sie, er ist unser einziger lebender Verwandter. Wir haben niemand anderen. Wir müssen ihn finden, damit wir irgendwo wohnen können. Mama sagte, dass er Geld hat, so dass er uns aufnehmen könnte.«

Die Falten auf Catherine Booths Stirn wurden tiefer. »Ich weiß nicht, wo er ist. Aber ich glaube nicht, dass er in London ist. Vor ein paar Tagen habe ich gesehen, dass sein Geschäft leer ist. Wenn ich darüber nachdenke – ich erinnere mich, dass er oft von den großartigen Möglichkeiten geschwärmt hat, die es in Amerika gibt – oder auch in Indien, Kanada und sogar Australien. Vielleicht hat er die Koffer gepackt und das Land verlassen. Ich weiß es nicht.«

Die beiden Kinder saßen betreten und schweigend da. Der letzte Hoffnungsfunke, den Onkel noch zu

finden, war erloschen. Amy blinzelte, um die Tränen, die ihr in die Augen schossen, zu unterdrücken. Sie fühlte sich verloren und im Stich gelassen. Jetzt hatten sie überhaupt kein Zuhause mehr. Die Höhle war sicher nicht bequem, aber sie hatten das Bestmögliche daraus gemacht – sich sogar eingeredet, dass es ein Abenteuer war – denn es hatte immer eine Hoffnung gegeben, die Hoffnung, dass sie ihren Onkel bald finden würden, ein Zuhause und eine Familie bekämen. Jetzt war auch diese Hoffnung zerstört. Sie war zwar gerettet worden, aber was würden sie jetzt tun?

Jack starrte auf den Boden. Er hoffte, dass sein Haar über die Augen fiel, damit niemand sah, dass er weinte. Die Sohle seines rechten Schuhs hatte sich gelöst, und sie hatten kein Geld, um neue Schuhe zu kaufen oder die alten reparieren zu lassen. In die Höhle konnten sie nicht zurückkehren; das war zu gefährlich. Was sollten sie tun?

Catherine Booth ging zu ihnen hinüber und legte jedem eine Hand auf die Schulter. »Denkt daran«, sagte sie, »was unser Herr Jesus sagt: ›Kauft man nicht zwei Spatzen für einen Groschen? Dennoch fällt keiner von ihnen auf die Erde, ohne dass euer Vater im Himmel es weiß. Darum fürchtet euch nicht; ihr seid wertvoller als viele Spatzen.‹ Gott wird euch nicht vergessen, Kinder. Außerdem könnt ihr erst einmal bei uns bleiben. Und jetzt gehen wir zu Bett; es ist schon sehr spät.«

Die Betten waren zwar hart, aber es waren die ersten richtigen und warmen Betten für Jack und Amy seit vielen Nächten. Ein Federbett in einem Palast hätte nicht schöner sein können.

Drei Tage lang genossen die Kinder das Leben im Hauptquartier der Heilsarmee. Sie hatten gebadet und saubere Kleidung bekommen und aßen dreimal am Tag eine ausreichende Mahlzeit. Jack hatte sogar ein anderes Paar Schuhe erhalten. Sie waren nicht neu, aber wenigstens fielen sie nicht auseinander. Die Kinder mussten außerdem kleine Arbeiten im Haushalt übernehmen, aber das machte ihnen nichts aus; im Gegenteil: Sie fühlten sich dadurch nützlich. Philip Barker, der junge Mann, der Jack die Tür geöffnet hatte, als er um Hilfe gebeten hatte, und seine Frau Martha kümmerten sich besonders um die Kinder. Sie teilten ihnen die Arbeiten zu und suchten ihnen die Kleidung aus.

Eines Tages nahm Mr. Barker Jack und Amy zu Mrs. Witherspoon. Dort bezahlten sie ihr die restliche Miete, die sie ihr wegen der Krankheit der Mutter noch schuldeten. »Ich müsste eigentlich Zinsen darauf berechnen, weil so lange nicht bezahlt worden ist«, knurrte Mrs. Witherspoon.

»Es waren doch nur wenige Tage. Das scheint mir nicht angemessen«, begann Philip.

»Wir bezahlen gern mehr, wenn Sie denken, dass es recht ist«, fiel Martha ihm ins Wort, »vorausgesetzt, Sie sagen uns, wo die Mutter der Kinder begraben wurde. Ich bin sicher, dass die beiden das Grab besuchen möchten. Und Sie geben uns natürlich auch den Koffer, nicht wahr?«

»Dieses alte Ding können Sie haben, aber Sie müssen selbst hinaufgehen und es holen. Ich werde den Koffer nicht für Sie herunterschleppen.«

»Und wo liegt Mrs. Crumpton begraben?«

»Woher soll ich das wissen? Ich bin doch kein Leichenbestatter!«

»Aber sicherlich haben Sie einen Schein erhalten. So will es das Gesetz«, sagte Philip und hielt Mrs. Witherspoon eine Münze entgegen.

»In Ordnung. Er muss hier irgendwo herumliegen.«

Die Barkers brachten die Kinder noch am selben Nachmittag zum Friedhof und fanden das Armengrab, wo ihre Mutter lag. Sie standen lange an ihrem Grab und weinten. Sie mussten daran denken, wie sich ihr Leben in den letzten Tagen verändert hatte.

An diesem Abend weinten sie noch einmal, als sie ihre Sachen in dem alten Koffer ansahen. Jack und Amy hatten vorher fast nie gebetet, doch jeden Abend, bevor sie zu Bett gingen, luden die Barkers sie ein, zu ihnen zum Familiengebet zu kommen. Dann las Philip einige Verse aus der Bibel vor, und anschließend beteten er und Martha. An jenem Abend beteten sie für die Kinder, dass Gott sie über den Verlust ihrer Mutter trösten möge. »Möchte einer von euch auch beten?«, fragte Martha. Jack hatte es gern, wenn sie ihn so anlächelte – aber er war sich nicht sicher, ob er beten konnte, nicht einmal jetzt. Amy betete jedoch, und danach wünschte sich Jack, er hätte es auch getan.

Die Barkers beteten, als ob Jesus ein Freund wäre, der mit ihnen im Zimmer saß. Das gab Jack das Gefühl, dass sie sich wirklich um sie sorgten und dass auch Gott sich um sie kümmerte. Es war, als gehörten sie zur Familie.

Doch sie fürchteten, dass diese schöne Zeit bald zu Ende war. Und tatsächlich rief General Booth sie eines Nachmittags, ungefähr eine Woche später, zu sich in sein Büro. Als sie den kleinen Raum betraten, saß der General hinter einem großen Schreibtisch, und Catherine Booth saß neben ihm auf einem Stuhl. Mit dem Rücken zu einem kleinen Bücherregal standen auch Philip und Martha da.

»O nein. Jetzt ist alles zu Ende«, dachte Jack. »Sie sagen uns jetzt, dass wir gehen müssen. Oder der General hat sich daran erinnert, dass ich die Heilsarmee beworfen habe, und nun will er uns bestrafen.«

Der General räusperte sich und fing an, mit einer Stimme zu sprechen, als hätte er eine Menschenmenge auf der Straße vor sich. »Miss Amy Crumpton und Master Jack Crumpton«, sagte er, »ihr habt es vielleicht nicht mitbekommen, aber die Offiziere Philip und Martha Barker hier haben einen besonderen Auftrag erhalten.

Vor eineinhalb Jahren sandten wir unseren Beauftragten George Scott Railton und sieben Halleluja-Mädchen in die Vereinigten Staaten von Amerika, um in der Stadt New York einen Stützpunkt für das Evangelium unseres Herrn Jesus Christus zu gründen. Sie waren in ihrem Kampf sehr erfolgreich und bitten jetzt um Verstärkung. Als tapfere Soldaten des Kreuzes haben Barkers sich freiwillig gemeldet, zusammen mit einer weiteren Familie. Sie werden bald von hier wegfahren und daher nicht mehr hier für euch sorgen können.«

»Ich habe es mir doch gedacht«, grübelte Jack, »es ist alles vorbei.«

»Wir möchten euch jedoch vor eine Entscheidung stellen«, fuhr der General fort. »Wenn ihr wollt, könnt ihr weiter im Hauptquartier bleiben und mitarbeiten, wie ihr es in den letzten Tagen getan habt. Vielleicht könnt ihr ja in dieser Zeit euren Onkel aufspüren, aber ich möchte in dieser Angelegenheit nichts versprechen. Philip hat nämlich in der Stadt herumgefragt, aber es scheint keine Spur von Sedgwick Masters zu geben. Er ist verschwunden. Es tut uns sehr Leid, und ich bin sicher, dass ihr traurig darüber seid, keine Familie zu haben, aber wenn ihr wollt, könnt ihr gern hier bleiben.«

Jack sah Amy an. Sie war genauso erleichtert wie er. Zumindest hatten sie einen Ort, wo sie wohnen konnten. Jack wusste bereits, wofür er sich entscheiden würde. Er hatte keine Lust, wieder in die Höhle unter der Brücke zu ziehen – ohne Essen, ohne Bett, nur kalter, harter Sand.

Doch der General fuhr fort: »Es gibt noch eine andere Möglichkeit. Wie ihr wisst, haben Barkers keine eigenen Kinder – so sehr sie sich auch danach sehnen. Und sie bieten euch an, ihre Adoptivkinder zu werden und mit nach Amerika zu gehen. Das ist die zweite Möglichkeit. Wir möchten euch nicht unter Druck setzen, noch euch in eurer Entscheidung beeinflussen. Ihr könnt frei wählen.«

Amy und Jack drehten sich sprachlos zu Barkers um. Martha und Philip lächelten. »Wir möchten euch gerne haben«, sagte Martha freundlich. »Wir haben euch bereits sehr lieb gewonnen.«

Jack starrte nur vor sich hin. Nach Amerika gehen? Adoptiert werden? Er öffnete den Mund, aber es

kam kein Wort heraus. Zu seiner Erleichterung hörte er Amy neben sich stammeln: »D – danke. Vielen Dank, Herr General. Wir ... ähm ... Jack? Willst du gehen?«

Jack nickte stumm. Dann tauchte ein breites Grinsen auf seinem Gesicht auf. Sie würden nach Amerika gehen!

Zwei Wochen später standen Jack und Amy an Deck eines großen Schiffes. »Da ist unser Koffer«, sagte Jack, als sie beobachteten, wie die Kisten und das Gepäck verladen wurden. Der Morgennebel hob sich, und die Türme von London wurden sichtbar. Jack blickte über die Reling. Die Dockarbeiter hatten die schweren Taue, die das Schiff hielten, losgebunden, und die Seemänner holten sie an Bord.

»Sieh mal dort, Jack!«, sagte Amy und zupfte an seinem Ärmel. Jack schaute auf. Ein paar kleinere Segel wurden entfaltet und füllten sich langsam mit Luft. Das Schiff legte von den Docks ab und fuhr auf der Themse in Richtung Meer.

Die Kinder blickten sich nach Philip und Martha um. Die Barkers standen neben ihren Sachen und sprachen mit einem Mann und einer Frau. Ein älterer Junge – vielleicht fünfzehn Jahre alt – und ein Mädchen in Jacks Alter standen mit in der Gruppe.

»Das muss die andere Heilsarmeefamilie sein, die auch nach Amerika geht«, flüsterte Amy.

»Wenigstens gibt es andere Kinder auf dem Schiff. Ich frage mich, ob sie nett zu uns sind – wir sind ja schließlich nur adoptiert und so.«

Das Wort war komisch für Jack. *Adoptiert*. Sie waren mit den Barkers zum Richter gegangen. Der hatte ihnen eine Menge Fragen gestellt über ihre Eltern, über Onkel Sedgwick, wo sie früher gelebt hatten und was sie in London taten. Dann hatte Philip lange mit dem Richter gesprochen, und Jack hatte einige Worte wie »höchst ungewöhnlich« und »ihr wohlthätigen Salutisten« aufgeschnappt.

Dann hatte sich der Richter plötzlich wieder Jack und Amy zugewandt. »Wollt ihr als Kinder von Philip und Martha Barker adoptiert werden? Und wollt ihr aus freiem Willen mit ihnen nach Amerika gehen?« Beide Kinder hatten genickt.

»So sei es also«, hatte der Richter gebrummt, seine Unterschrift auf einige Papiere gekritzelt und sie auch den Barkers zur Unterschrift vorgelegt.

Als sie jetzt an Deck des Schiffes standen, unterbrach ihr neuer Vater Jacks Gedanken. »Kommt, Kinder«, sagte Philip zu Jack und Amy. »Wir bringen die Taschen in die Kabine und richten uns für die Reise ein. Martha braucht unsere Hilfe.«

Das Schiff war in den Ärmelkanal eingefahren, während die neue kleine Familie ihre Kojen zurecht machte und ihre Sachen in der engen Kabine auspackte. Sie hatten den Kindern noch nicht von der anderen Familie erzählt, aber der Junge hatte Jack freundlich zugewinkt und ihn vorgelassen, damit er mit seinen Bündeln die schmalen Stufen unter Deck hinuntergehen konnte.

Amy und Jack waren zurück an Deck, als der Wind vom Meer die großen weiten Segel so aufblähte, dass

es in der Takelage krachte. Aus der Ferne schienen die weißen Felsen von Dover in der Sonne zu winken. Martha Barker stand neben ihnen und summete eine Melodie, die Jack bekannt vorkam, aber er konnte sich nicht an den Text erinnern. Schließlich sagte er: »Entschuldigen Sie bitte, dass ich unterbreche, aber was für ein Lied summen Sie da?«



»Ach, das?«, sagte sie und begann zu singen:

*Wir ziehen heim zur Herrlichkeit,
Willst du mit? Willst du mit?
Zu loben Gott in Ewigkeit.*

»Fahren wir dorthin, Mrs. Barker?«, fragte Jack.

Martha lächelte. »Sicher; aber nicht mit diesem Schiff. Das Lied handelt von Gottes Königreich. Und nur Jesus kann uns dorthin bringen. Aber wir sind auf dem Weg, das ist sicher. Und so wie ihr euch entschieden habt, euch als unsere Kinder adoptieren zu lassen, so könnt ihr euch auch entscheiden, euch von Gott in Jesu Familie adoptieren zu lassen. Dann sind wir gemeinsam auf dem Weg in sein Reich.«

Mrs. Barker legte ihre Hand leicht auf Jacks Schulter. Er ließ sie gewähren und blickte über das blaue Wasser. Sie waren auf dem Weg zu einem neuen Leben, und – ja – er wollte mehr über dieses Reich Gottes erfahren.

Mehr über William und Catherine Booth

William Booth wurde am 10. April 1829 in Nottingham in England geboren. Er erlernte den Beruf des Pfandleihers. Sein Vater starb, als William erst vierzehn Jahre alt war, und dadurch wurde das Leben für die arme Familie sehr hart. Im Jahr darauf wurde William Christ und machte es sich zum Ziel seines Lebens, anderen das Evangelium zu erzählen.

Catherine Mumford wurde ebenfalls 1829, am 17. Januar, in der englischen Stadt Derbyshire geboren. Ihre Eltern waren Christen, die der Freikirche der Methodisten angehörten, und darauf bedacht, ihrer Tochter eine gute Ausbildung mitzugeben. Catherine war eine gute Schülerin, und es heißt, dass sie mit zwölf Jahren bereits die ganze Bibel durchgelesen hatte. Mit siebzehn übergab sie zu Hause ihr Leben Jesus.

William und Catherine waren beide sehr betroffen über das Leid, das der Alkohol über Menschen und ihre Familien brachte. Sie trafen sich zum ersten Mal im Haus eines gemeinsamen Freundes, wo William ein Gedicht über die schlimmen Auswirkungen des Alkohols vortrug. Ihre Beziehung festigte sich in den folgenden vier Jahren, bis sie am 16. Juni 1855 in Süd-London heirateten.

Die beiden ergänzten sich hervorragend. Sie setzten sich hauptsächlich für die armen Menschen in England ein. Aus diesem Grund gründeten sie im Jahr

1865 die Ost-Londoner *Christian Mission*. Schon nach kurzer Zeit benannte William Booth sie in »Heilsarmee« um. Dieser Name spiegelte seinen und Catherines Grundgedanken wider, dass Christen, wenn sie andere Menschen retten und zu Christus bringen wollten, sich zusammenschließen und wie eine Armee handeln mussten – die Armee Gottes, die in einem geistlichen Kampf steht. Ihre Zeitung hieß »Kriegsruf«, die Leiter in ihrer Mission waren »Offiziere«, Neuebekehrte wurden »Rekruten« genannt, und die Leute begannen, William »General« zu nennen. Ausdehnungen der Mission in neue Städte (und Länder) gingen als »Invasionen« in die Geschichte ein.

1881 bezog die Heilsarmee ihr Hauptquartier in einem früheren Billardclub in der Queen Victoria Street 101, nur einen Häuserblock von der St. Paul's Kathedrale entfernt.

Die Begeisterung, mit der die Leute zu Werke gingen, brachte Menschen nicht nur das Evangelium, sondern auch einen neuen Lebenssinn. Auch wenn die Figuren von Jack und Amy in diesem Buch erfunden sind, war ihre Situation in der damaligen Zeit nichts Außergewöhnliches. Von den Elendsvierteln in Ost-London wurde gesagt, dass jedes fünfte Haus eine Kneipe war, wo extra Vorrichtungen angebracht waren, damit auch die kleinsten Kinder an die Theke reichen konnten. Schon im Alter von fünf Jahren waren viele Kinder schwere Alkoholiker, und einige starben sogar.

Doch die Straßenpredigten der Heilsarmee waren so wirkungsvoll, dass Menschen sich bekehrten und

aufhörten, zu trinken und ihr Geld zu verspielen. Auf diese Weise machten die Bars und Kneipen schlechtere Geschäfte. Die Besitzer reagierten darauf, indem sie Raufbolde dazu anstifteten, die Salutisten anzugreifen. 1882 griff in der Stadt Sheffield eine organisierte Straßenbande – ungefähr 1.000 Leute, die unter dem Namen »die draufgängerischen Sheffield-Jungs« bekannt waren – einen Demonstrationsszug der Heilsarmee tötlich an. Später besah sich General Booth seine »Truppen«, beschmiert mit Blut, Lehm und Eiern, mit verbogenen und verbeulten Blasinstrumenten, und sagte zu ihnen: »So müsst ihr euch jetzt fotografieren lassen!« Es zeigte, wie hart sie für das Evangelium kämpften. Es gab viele solcher Angriffe durch den Pöbel. Das Ereignis, auf das in dieser Geschichte Bezug genommen wird, passierte in Gravesend an der Themse. Seemänner feuerten aus kürzester Entfernung Raketen auf eine Gruppe singender Halleluja-Mädchen ab. Allein 1882 wurden 669 Salutisten brutal angegriffen und verletzt, und sechzig Armeegeäude wurden von dem Mob völlig zerstört. Im Laufe der Jahre wurden an vielen Standorten der Heilsarmee sogar Menschen getötet.

Wie diese Geschichte zeigt, war Prostitution ein großes Problem in London. Es heißt, dass die Stadt in den frühen achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts 80.000 Prostituierte hatte. Über ein Drittel dieser Mädchen waren von Sklavenhändlern zur Prostitution gezwungen worden, als sie gerade einmal zwischen dreizehn und sechzehn Jahren alt waren. Es war an der Tagesordnung, dass Mädchen entführt

und mit dem Schiff aufs europäische Festland gebracht wurden.

Die Heilsarmee ging ganz konkret gegen dieses Problem vor. Sie führten regelrechte Rettungsaktionen durch (wie im Fall von Amy). Sie errichteten Heime für Prostituierte. Ein Heim wurde von der Heilsarmee-Unteroffizierin Elizabeth Cottrill geleitet. Sie holte allein in drei Jahren 800 Mädchen von der Straße. Als man schließlich erkannte, dass das Hauptproblem darin lag, dass es keine Gesetze gab, die die jungen Mädchen schützten, organisierte General Booth eine siebzehn Tage dauernde Protestkundgebung in London und sammelte 393.000 Unterschriften für eine Petition. Die Schriftrolle war auseinander gefaltet mehr als dreieinhalb Kilometer lang. Die Heilssoldaten marschierten damit grimmig entschlossen zum Parlament und forderten, dass die Regierung neue Gesetze erlassen und bestehende verschärfen sollte. Am 14. August 1885 war es dann soweit.

Genauso schlimm war auch der Hunger in den Elendsvierteln von London. Wegen des allgemein schlechten Gesundheitszustands gab es überall Waisen. Bis 1872 hatte die Heilsarmee fünf Volksküchen eröffnet, wo die Armen Tag und Nacht eine heiße Suppe oder ein komplettes Essen für wenig Geld kaufen konnten. Tausende von Essen wurden umsonst ausgegeben.

Mittlerweile erkannte Booth, dass die Armen neue Berufsausbildungen und neue Arbeitsplätze außerhalb der Stadt brauchten. Diese Aufgabe ging die Heilsarmee in den neunziger Jahren des 19. Jahrhun-

derts an. Städtische Werkstätten (zu Beginn Fabriken für Sicherheitsstreichhölzer) wurden gegründet, um obdachlose Menschen ohne Arbeit von der Straße zu holen. Das Nächste war, sie in Kolonien auf das Land zu schicken, wo sie die Landwirtschaft erlernen konnten. Schließlich bot man ihnen die Möglichkeit, in neue Siedlungen auf anderen Kontinenten umzuziehen, wo sie ein neues Leben beginnen konnten. Während dieser große Plan nach 1906 nicht weitergeführt wurde, unterhält die Heilsarmee noch immer städtische Werkstätten, um Obdachlosen und Menschen ohne Arbeit zu helfen. Heute unterstützt die Heilsarmee jährlich 2,5 Millionen Familien in der ganzen Welt. Ihr Hilfsprogramm für Menschen mit Alkoholproblemen ist außerdem weltweit das größte.

William Booth pflegte zu sagen: »Mein Tee muss heiß sein wie meine Religion!« Damit meinte er, dass er die eintönigen und langweiligen Gottesdienste, wie sie in den meisten Kirchen abgehalten wurden, nicht mochte. Das Motto »Blut und Feuer« auf der Fahne der Heilsarmee bezieht sich auf das rettende Blut Jesu Christi und die feurige Kraft des Heiligen Geistes. Dieses »heiße« Evangelium war ein Schlüssel zu der Wirksamkeit der Heilsarmee. Die Salutisten wandten eine Art Straßenevangelisation an, die einem heutigen Protestmarsch gleichkäme. Booth setzte die Musik ein, um Menschen aufmerksam zu machen. Es war nicht die getragene Musik, wie man sie in den Kathedralen sang; sie war lebendig und sprach die Menschen an. Booth ermutigte seine Musiker, christliche Texte zu den gängigen Melodien der Zeit zu schreiben. Und das funktionierte. Bald

begannen die Menschen, die Lieder mitzusingen, und erfassten so auch den Text. Auch heute noch spielen Kapellen der Heilsarmee auf den Straßen zu Weihnachten und fordern die Menschen auf, Geld für die Armen zu spenden.

Booths hatten acht eigene Kinder und ein neuntes adoptiert. Sieben der Kinder wurden später bekannte Prediger und Leiter – zwei sogar Generäle der Heilsarmee. Am 4. Oktober 1890 jedoch starb Catherine Booth, die nie eine besonders stabile Gesundheit hatte, im Alter von 61 Jahren an Krebs.

William Booth versah weiter seine Arbeit; er reiste in der ganzen Welt umher und hielt 60.000 Predigten, bis er am 20. August 1912 mit 83 Jahren starb.

Die Herausforderung, die Welt für Christus zu gewinnen, bewog viele Jugendliche, die sonst ein zielloses und hoffnungsloses Leben geführt hätten, der Heilsarmee beizutreten. Das soziale Wirken der Heilsarmee veränderte das trostlose Leben in den Städten in vielerlei Hinsicht. Doch der Kern des Evangeliums, wie es von Booth gepredigt wurde, war, dass Menschen erst von ihrer Sünde umkehren mussten und sich dann Jesus Christus als dem Herrn und Retter unterordneten.

Und dieser feste Grundsatz ist geblieben. Heute arbeitet die Heilsarmee in 109 Ländern der Erde.



Dave und Neta Jackson

**Verrat im Gefängnis –
John Bunyan**

Taschenbuch

160 Seiten

Best.-Nr. 255.446

Man schreibt das Jahr 1660 und London ist ein gefährliches Pflaster – das muss auch der zwölfjährige Richard Winslow erfahren, als sein Vater des Verrats beschuldigt wird und in den Tower muss. Aus Sorge um die Sicherheit der restlichen Familie flüchten Richards Mutter und seine Schwestern nach Schottland. Richard entschließt sich jedoch zum Bleiben, falls sein Vater ihn braucht.

Aber in London zu bleiben, wäre zu riskant. Also macht sich Richard auf den Weg ins nahe Bedford, wo sein Onkel Gefängniswärter ist.

Während er für seinen Onkel arbeitet, schließt Richard unerwartet Freundschaft – mit einem Gefangenen namens John Bunyan, der unter Lebensgefahr eine aufrüttelnde Botschaft verbreitet. Richard möchte diesem mutigen Mann gerne helfen, fürchtet sich aber vor den Folgen, die es für ihn – und für seinen Vater – haben könnte.

Er will seinen Vater befreien – aber ist er auch bereit, den schrecklichen Preis dafür zu zahlen?

Leseprobe 

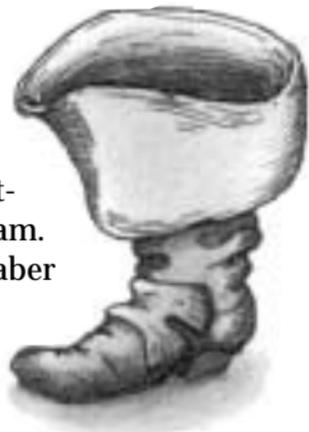
Schatten auf den Wegen

Richard stürmte die Straße hinunter und kam schlitternd hinter der nächsten Ecke zum Stehen. Wurde er wirklich von dem Mann verfolgt? Er durfte nicht zulassen, dass ihm durch unbegründete Angst kostbare Zeit verloren ging. Das war seine Chance, seinen Vater zu besuchen.

Er ging zurück und spähte vorsichtig um die Hausecke. Da kam derselbe Fremde mit zügigem Schritt in seine Richtung. Er war jung, und obwohl er nicht adelig aussah, war er besser gekleidet als ein durchschnittlicher Arbeiter. Unter seinem Hut, dessen breite Krempe auf einer Seite mit einer wippenden roten Feder hochgesteckt war, quoll langes, dunkles, lockiges Haar hervor. Sein Wams und seine Stiefel waren dunkelgrün, seine Kniehose burgunderrot. Zumindest, dachte Richard, wird er mit diesen nach oben weit werdenden Stiefeln nicht sehr schnell rennen können. Aber der Mann kam schnell näher, wobei er immerzu nach links und rechts blickte, als suche er jemanden.

Er sucht nach mir! Keine Frage. Richard zögerte nicht länger und lief los.

Als er die Themse erreichte, lief er in östlicher Richtung am Fluss entlang, bis er zur London Bridge kam. Er hatte sie überqueren wollen, aber die Zugbrücke war gerade hochgezogen. So schlüpfte er schnell hinter einen Wagen mit Wein-



fässern, um zu sehen, ob sein Verfolger ihm immer noch auf den Fersen war.

Richard befand sich ganz in der Nähe des Tower; vielleicht sollte er auf dem schnellsten Wege dorthin rennen. Dieser Mann, wer immer er auch war, würde ihm sicher nicht hinter die Gefängnismauern folgen können – es sei denn, er wäre ein Regierungsbeamter und hätte den Plan, Richard zu fangen und auch in den Tower zu werfen.

In dem Moment sah er den dunklen Hut mit der waldenden roten Feder in der Menschenmenge, die vor der Brücke darauf wartete, dass sie wieder geöffnet würde. Richard nahm seinen Lauf wieder auf, am Tower vorbei und den Fluss entlang, bis er die Docks erreichte. Dort lief er zwischen den Lagerschuppen hindurch und die Gassen entlang, bis er sicher war, dass er seinen »Schatten« abgeschüttelt hatte.

Den ganzen Nachmittag vermied er es, die Hauptstraßen zu betreten oder zum Tower zurückzukehren, aus Angst, seinem Verfolger in die Arme zu laufen. Er versteckte sich bis es dunkel war. Dann ging er auf einem anderen Weg zurück zum Haus des Ältesten Barnabas. Die Gelegenheit, seinen Vater zu sehen, war vorbei.

Als er an die Tür klopfte und man ihn hineinließ, stellte er fest, dass Elizabeth Bunyan erst wenige Minuten vor ihm gekommen war und noch dabei war, ihren Umhang zu lösen. Ihr Gastgeber führte die beiden in ein einfaches Esszimmer, wo Schüsseln mit dicker Suppe auf sie warteten. Scheinbar waren immer einige Fremde im Haus des Ältesten. Richard hatte noch nicht herausfinden können, wer zur Familie gehörte, wer Mitglied der Gemeinde war und dort

wohnte, wer Übernachtungsbesuch war wie er und Mrs. Bunyan, oder wer nur diesen Abend zu Besuch war. Jeder kam und ging, als wenn es sein Haus wäre.

Zwei Frauen und ein alter Mann drängten sich in den Raum und setzten sich an den Tisch, während Richard und Mrs. Bunyan aßen. Barnabas kam und stellte sich in die Tür. Er sah Richard an und fragte: »Nun, was hast du heute erreicht?«

»Nicht viel«, seufzte Elizabeth, die sich angesprochen fühlte, was ja auch nicht ungewöhnlich gewesen wäre. Doch Richard merkte, dass der Mann ihn nach einem Bericht über den Tag fragen wollte. Elizabeth blickte jedoch zu dem Ältesten auf und fuhr fort: »Ich musste einige Stunden warten, ehe ich die Gelegenheit hatte, mit Lord Barkwood zu sprechen. Schließlich habe ich ihn in der Halle getroffen, als er gerade von einer Besprechung kam.«

Keuchend wollte eine der Frauen wissen: »Wie ist er?«

»Oh, je. Ich wäre viel zu schüchtern, einen Lord anzusprechen, noch dazu im Regierungsgebäude«, meinte eine andere.

»Ruhe, bitte«, sagte Barnabas. »Ich bin sicher, jeder hier bewundert den Mut von Mrs. Bunyan, aber wir wollen ihr doch die Möglichkeit geben, alles zu erzählen, was passiert ist. Bitte fahrt fort.« Er nickte zu Elizabeth.

»Nun, da ist nicht mehr viel zu berichten. Er war wohl höflich, aber nachdem ich ihm die Situation geschildert hatte, meinte er, dass er nichts für uns tun könnte –«

»Was soll das bedeuten?«, fiel ihr Richard ins Wort. »Ich dachte immer, ein Lord könnte fast alles tun.«

Elizabeth zuckte die Schultern. »Das habe ich auch gedacht, aber Lord Barkwood meinte, wenn John wirklich schuldlos im Gefängnis sitzt, dann müssen wir das Gericht in Bedford dazu bringen, den Fall erneut zu verhandeln. Es sei unpassend für ihn, sich dort einzumischen.«

Leise Ausrufe der Enttäuschung entfuhr den Anwesenden in dem kleinen Zimmer. »Es tut mir Leid, dass dein Gnadengesuch keinerlei Erfolg hatte«, meinte der alte Mann. »Aber es war sehr mutig von dir, dass du es wenigstens für deinen Mann versucht hast.«

»Ja«, sagte die Frau nahe bei Richard. »Ins Regierungsgebäude zu gehen und auf Lord Barkwood zu warten – das ist genauso mutig wie Daniel, als er in die Löwengrube ging.«

»Oh, ja«, meinte die andere Frau. »Und dann seid ihr noch ganz allein hierher gereist. Ich bewundere Euch, Mrs. Bunyan.«

Moment, dachte Richard, sie ist nicht allein gekommen. Ich war dabei. Zähle ich etwa nicht? Aber er fühlte sich nicht, als ob er viel zählte ... Je mehr man Elizabeth Bunyan für das bewunderte, was sie an dem Tag geleistet hatte, desto mehr fühlte sich Richard als Feigling, weil er seinen Vater nicht besucht hatte. Seine Gedanken wanderten zu den Straßen Londons und dem Mann, der ihn verfolgt hatte.

Plötzlich merkte er, dass Mrs. Bunyan ihn angesprochen hatte. »Ich sagte, Richard, wie hast du heute deinen Vater angetroffen?«

»Wie?«, murmelte er, wobei er zuerst dachte, dass sie wissen wollte, ob er den Weg zum Tower gefunden

hatte. Aber natürlich hatte sie wissen wollen, wie es seinem Vater ging. »Oh ... nun, es geht ihm den Umständen entsprechend, wie es jemandem eben geht, der im Gefängnis sitzt.«

Er hoffte, sie würde ihn nicht noch mehr fragen, aber sie drängte weiter: »Gibt es Neuigkeiten bezüglich seiner Entlassung?«

»Nein. Es ist alles beim Alten«, murmelte er, dann wechselte er schnell das Thema. »Bitte, könnte ich wohl noch etwas Suppe bekommen?«

Er fühlte, wie sein Gesicht heiß geworden war. Sicher war er vor Schreck errötet. Er hatte gerade gelogen, damit jeder dachte, er hätte seinen Vater besucht; dabei hatte er nicht mal den Mut gehabt, überhaupt zum Tower zu gehen.

Man brachte ihm noch Suppe, aber er konnte sie nicht essen.

Bald redete die kleine Schar eifrig von anderen Dingen, aber Richard hatte das Gefühl, dass der Älteste Barnabas ihn nicht aus den Augen ließ. Er weiß etwas, dachte Richard. Irgendwie weiß er, dass ich nicht beim Tower gewesen bin. Aber es gab nichts, was er im Moment deswegen hätte tun können.

Die Rückfahrt nach Bedford war nicht gut. Der Tag war düster und verregnet. Richards und Elizabeths Stimmung war bedrückt. Was würde aus ihren Lieben werden? Die Frage hing über ihnen, wie die Gewitterwolken am Himmel. Schweigend rollten sie dahin.

Trotz des Regens kamen sie zügig voran, so dass die Kutsche noch am Abend in Bedford eintraf. Sie mach-

ten sich gleich auf den Weg ins Gefängnis, wobei sie ihre Umhänge fest um sich gewickelt hatten, während sie durch die schlammigen Straßen stapften.

Im Gefängnis wurden sie von John Bunyan erwartet, der sie hoffnungsvoll begrüßte. Und selbst als Elizabeth ihm berichtet hatte, dass von Lord Barkwood keine Hilfe zu erwarten war, meinte er trotzdem: »Der Herr weiß, was wir bedürfen. Er wird uns versorgen.« Dann wandte Bunyan sich an Richard. »Und wie war der Besuch bei deinem Vater?«

Nachdem Richard bereits Elizabeth Bunyan angelogen hatte, erzählte er seine Lügengeschichte nun zum zweiten Mal und behauptete, seinem Vater ginge es den Umständen entsprechend gut. Dann fügte er noch hinzu: »Es geht ihm gut, aber er verliert allmählich die Hoffnung auf eine baldige Entlassung.«

»Es tut mir Leid, das zu hören«, meinte John Bunyan. »Sehr Leid. Aber wir dürfen nicht verzweifeln. Hier, setz dich und iss etwas von meinem Brot. Ich werde dir noch eine Geschichte von Pilgrim erzählen. Vielleicht schöpfst du dann wieder neuen Mut. Elizabeth, du kannst doch noch etwas bleiben, nicht wahr?«

Sie setzten sich zusammen auf das Stroh. Einige andere Gefangene gesellten sich zu ihnen, denn John Bunyans Geschichten waren zu einer willkommenen Art der Unterhaltung im Gefängnis geworden.

»Auf seiner Reise in die Himmlische Stadt«, begann Bunyan, »traf Pilgrim auf einen wertvollen Begleiter namens Hoffnung. Aber eines Tages kamen sie vom rechten Weg ab und hätten sich fast verlaufen. Noch ehe sie sich von dem Schrecken erholt hatten, zog ein

heftiges Unwetter auf – etwa so wie heute Abend.«
Bunyan zeigte auf das kleine Fenster, durch das man
das laute Prasseln des Regens hören konnte.

»Pilgrim und Hoffnung fanden einen alten Schuppen
und suchten darin Unterschlupf. Erschöpft schliefen
sie sogleich ein. Nicht weit von dieser Stelle befand
sich nun aber eine Burg, die man die Burg des Zwei-
fels nannte. Dort wohnte der Riese Verzweiflung.
Ohne es zu wissen, befanden sich unsere beiden
Freunde auf seinem Grund und Boden.

Als es Morgen wurde, stand der Riese Verzweiflung
früh auf und machte sich auf den Weg durch seine
Ländereien. Da erwischte er Pilgrim und Hoffnung,
die in seinem kleinen Schuppen schliefen. Er hob sie
mit seinen riesigen Händen hoch und schnaubte
grimmig: ›Aufwachen, ihr Landstreicher! Woher
kommt ihr?‹ [...]





Dave und Neta Jackson

**Heimatlos –
Gladys Aylward**

Taschenbuch

160 Seiten

Best.-Nr. 255.445

Die sechsjährige Mei-En schrie vor Angst!

Die Zigeunerin, in deren Besitz sie sich befand, wollte sie gerade an eine fremde Frau verkaufen.

Die Zeiten waren hart in den Bergregionen von China.

Man schrieb das Jahr 1934 und Waisen wurden oft für wenige Pfennige verkauft. Aber Fremde wurden von den Chinesen als »Teufel« betrachtet.

Daher war sich Mei-En sicher, dass die kleine Frau in chinesischer Kleidung sie offenbar zum Abendbrot verspeisen wollte!

Doch die neue Besitzerin von Mei-En war die leidenschaftliche und angesehene Missionarin Gladys Aylward.

Leseprobe ►

Aus der Vergangenheit

Lasst mich los!«, schrie Ninepence und versuchte, ihren Arm wegzuziehen.

»Keine Angst, Mei-en«, sagte der Mann grinsend.
»Ich will nur mit dir reden.«

»Ninepence hatte Angst. Niemand hatte sie Mei-en genannt, seit ... seit sie bei Ai-weh-deh lebte. Woher wusste dieser Fremde ihren alten Namen? Ihr Instinkt sagte ihr, einfach wegzurennen ... aber sie konnte Bao-Bao doch nicht einfach allein lassen.

»Ich will nicht mit euch reden!«, stieß sie hervor und zog Bao-Bao an seinem Kragen auf die Füße hoch.

Genau in dem Augenblick schob sich Less zwischen Ninepence und den fremden Mann. »Was wollt ihr?«, fragte er. »Lasst meine Schwester in Ruhe!«

»Deine Schwester?«, lachte der Mann. »Das glaubst auch nur du. Halt den Mund, Junge – ich will mit Mei-en reden.«

»Ninepence ... Bao-Bao ... wir gehen sofort nach Hause!«, befahl Less, nahm die beiden an die Hand und zog sie mit sich die Straße hinunter.

Ninepences Herz klopfte zum Zerspringen. Less ging schnell. Den jammernden Bao-Bao hatte er praktischerweise hochgehoben. Verfolgte der Mann sie? An der Ecke riskierte er einen Blick über die Schulter.

Der Mann stand immer noch beim Schultor und sah ihnen mit einem sauren Gesicht hinterher.



Als die Kinder in die Herberge zur Achten Glückseligkeit stürmten, sahen sie, dass Ai-weh-deh gerade mit Colonel Linnan, dem gut aussehenden nationalistischen Nachrichtenoffizier, der sie öfter besuchte, Tee trank. Als sie ihre erschrockenen Gesichter erblickte, fragte sie sogleich: »Less ... Ninepence ... was ist passiert? Ist etwas mit einem der Kinder?«

Less und Ninepence begannen beide gleichzeitig, die Geschichte zu erzählen. Der kleine Bao-Bao zog dabei an Ai-weh-dehs Ärmel und jammerte: »Mama, ich habe Hunger!«

Gleich darauf kamen die anderen Kinder lärmend ins Haus und wurden sogleich von Yang abgefangen und zu ihren Aufgaben geschickt. Bao-Bao schließlich wurde mit einer Hand voll Erdnüssen vertröstet, die Colonel Linnan ihm gab. Less hingegen fragte ärgerlich: »Warum hat dieser Mann Ninepence Meien genannt? Warum hat er das getan?«

»Nun«, sagte Ai-weh-deh langsam und legte den Arm um Ninepences Schulter, »Meien ist ihr richtiger Name ... er steht in ihren Adoptionspapieren, so wie dein richtiger Name – Sheng-Li – in deinen Adoptionspapieren steht, Less. Aber ... aber ...« Ai-weh-deh schickte einen besorgten Blick zu Colonel Linnan. »Könnte es jemand sein, der Ninepence schon vorher kannte ... bevor ich sie fand?«

»Meien, ›Schöne Anmut‹«, murmelte der Colonel. »Diesen Mann ... hast du ihn schon einmal gesehen, Ninepence?«

Weinend schüttelte Ninepence den Kopf. »Nur vor zwei Tagen habe ich ihn gesehen, wie er vor der Schule stand und mich anstarrte.«

Ai-weh-deh war entsetzt. »Colonel«, meinte sie, »kann man ihn nicht verhaften? Jetzt gleich ... bevor noch etwas Schlimmeres passiert?«

Colonel Linnan schüttelte nachdenklich mit dem Kopf. »Alles, was wir haben, sind die Worte der Kinder. Man müsste ihn auf frischer Tat ertappen, ehe er ins Gefängnis kann.«

»Auf frischer Tat?«, rief Ai-weh-deh. »Aber ... wie?«

»Nun ja, also«, sagte Colonel Linnan ruhig, »ich denke, ich habe da einen Plan ...«

Ninepence zitterten die Knie, als sie, Less und die anderen Kinder aus der Herberge zur Achten Glückseligkeit am nächsten Morgen zur Schule gingen. Aus den Augenwinkeln sah sie einen Mann langsam neben ihnen hergehen. Der Schatten eines großen Strohhutes verdeckte sein Gesicht, und eine lange Stange mit zwei schweren Marktkörben daran beugten seine Schultern. Nur sie selbst, Less und Ai-weh-deh wussten, dass es Colonel Linnan war, der sich verkleidet hatte.

Ninepence blickte sich ängstlich um, konnte den fremden Mann aber nirgendwo entdecken. Sie ging schnell in die Schule, konnte aber dem Unterricht kaum folgen. Als der Lehrer sie aufrief und fragte, welches Land 1644 in China eingefallen war und die Ming-Dynastie verdrängt hatte, konnte sie nur dumm auf ihre Füße blicken.

Endlich war der lange Schultag vorbei. Wieder zitterten ihre Knie, als sie nach draußen trat. Sie versuchte sich zu erinnern, was Colonel Linnan ihr gesagt hatte ... sie sollte am Tor stehen bleiben und so tun, als ob

sie auf die anderen Kinder warten würde, damit der fremde Mann die Möglichkeit hätte, sich ihr wieder zu nähern.

Aber Ninepence hatte Angst! Sie konnte den Mann mit dem Strohhut und der Stange über den Schultern nicht sehen ... was, wenn der Fremde kam und Colonel Linnan nicht da wäre, ihr zu helfen?

Immer mehr Kinder strömten aus dem Schultor. Ninepence wurde von den lachenden und schwatzenden Kindern angerempelt, als diese hinaus auf die Straße liefen. Versehentlich wurden ihr die Schulbücher aus der Hand geschlagen; sie bückte sich, um sie wieder aufzuheben.

Im selben Moment wurde sie hochgerissen und weggezogen – von dem Fremden! Voller Angst schrie sie: »Lasst mich los! Lasst mich los!«

Da durchschnitt ein anderer Schrei die Luft. Scheinbar aus dem Nichts warf sich Less auf den fremden Mann, schlug ihn mit den Fäusten und trat mit den Füßen auf ihn ein. »Lasst sie los!«, schrie er, wobei er den Fremden an den Haaren zog und festhielt.

Aber der Mann hielt Ninepences Arm nur noch fester. Dann schüttelte er Less ab und zog die schreiende Ninepence die Straße hinunter. Less zögerte jedoch keine Sekunde, rannte hinter dem Fremden her und biss ihn ordentlich in den Arm.

Vor Schmerz laut aufheulend ließ dieser das Mädchen los.

»Lauf!«, rief Less und zog Ninepence fort.

In dem Moment sah Ninepence den Mann mit dem Strohhut kommen und hörte Colonel Linnans laute Stimme: »Keine Bewegung! Ihr seid verhaftet!«



Am nächsten Tag kam ein Bote aus dem yamen zur Herberge zur Achten Glückseligkeit und bat Ai-weh-deh zusammen mit Ninepence zu einem Treffen mit dem Mandarin.

Während ein Diener die beiden in das Empfangszimmer des Mandarin brachte, klammerte Ninepence sich fest an Ai-weh-dehs Hand. Colonel Linnan, der nun wieder seine Uniform trug, war da, und der fremde Mann lehnte lässig an einem Tisch, wobei er ein säuerliches Gesicht machte. Als Ninepence hereinkam, sah er sie kurz an, wandte dann aber den Kopf ab und ignorierte sie.

Ninepence hörte, wie eine Schiebetür geöffnet wurde. Dann trat der Mandarin ein. Er trug seine farbige lange Robe aus fließendem Stoff und hielt seine gefalteten Hände wie immer in den weiten Ärmeln versteckt. Der Fremde warf sich sofort ehrerbietig auf den Boden, Colonel Linnan machte eine tiefe Verbeugung, und Ai-weh-deh und Ninepence senkten höflich ihre Köpfe.

»Ein jeder setze sich«, begann der Mandarin höflich. Als sich jeder gesetzt hatte, fuhr er fort. »Ich habe euch rufen lassen, Ai-weh-deh, weil ich denke, dass ihr hören solltet, was dieser Mann zu sagen hat. Nun, mein Herr«, wandte er sich dem Fremden zu, »sagt uns, wer ihr seid.«

Der Mann räusperte sich. »Mein Name ist Wang-Lu Chou. Ich bin der einzige lebende Sohn von Mrs. Mei-Ling Chou.« Er warf Ninepence einen Blick zu.

»Fahrt fort«, drängte der Mandarin.

»Meine Mutter, Mrs. Chou, hatte noch einen Sohn,

Yung-Wu, der jedoch vor acht Jahren bei einem Unfall in den Bergen ums Leben kam. Dieses Mädchen ...« – dabei nickte er mit dem Kopf in Ninepences Richtung – »Mei-en Chou ... ist das Kind meines Bruders. Ich bin ihr Onkel.«

Ninepence verschlug es den Atem. Ihr Onkel! Der Bruder ihres Vaters! Aber ... warum hatte er ihr so einen Schrecken eingejagt? Warum hatte er versucht sie zu stehlen?

»Aber ... woher wusstet Ihr, dass sie hier in Yangcheng war?«, weinte Ai-weh-deh.

Der Mann hob die Schultern. »Ich hatte so etwas gehört. Meine Mutter wusste, dass das Mädchen bei dem fremden Teufel lebt.«

»Sie wusste es?«, stieß Ai-weh-deh hervor. Ninepence sah, wie ihrer Stiefmutter das Blut den Hals hinaufstieg und wusste, dass sie sehr ärgerlich werden würde. »Wusste diese Mrs. Chou auch, dass ich sie adoptiert habe? Ninepence ... Mei-en ... ist jetzt meine Tochter.«

Gleichgültig hob der Mann die Schultern, als ob ihm das alles nichts ausmachte. Aber Ai-weh-deh war noch nicht fertig. »Und warum kommt Ihr nun, nach so vielen Jahren, das Kind zu sehen?«, wollte sie wissen. »Ihre Großmutter wollte sie nicht haben ... sie hat sie an eine Zigeunerin verkauft, wie alten Plunder. Das Kind war halbtot, als ich es ... gefunden habe.«

»Gekauft habe, meint Ihr wohl.« Der Mann grinste hämisch.

»A-aber ... i-ich ...«, stotterte Ai-weh-deh.

[...]